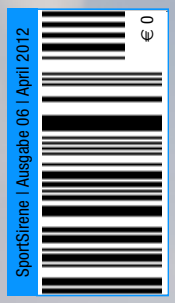
SportSirene | Ausgabe 06 | April 2012



SportSirene

DER SPORT – BUNTER, FACETTENREICHER UND ÜBERRASCHEND

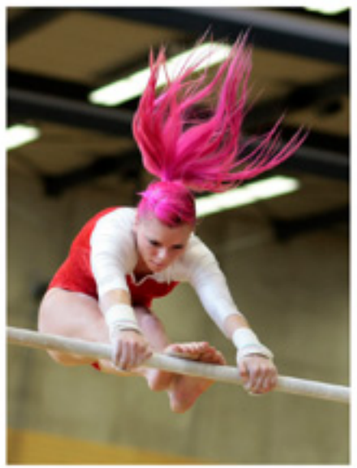
THEMA FREIHEIT

© photo-dave

EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN

pressefoto
baumann

Pressefoto Baumann GbR
Hansjürgen Britsch & Alexander Keppler
Königsallee 43
71638 Ludwigsburg
Tel : 07141 - 440087
Fax: 07141 - 440088
Mail:info@pressefotobaumann.de
www.pressefotobaumann.de



Freiheit ist laut Werte-Index 2012 das höchste Gut der Deutschen. Doch was ist Freiheit? Reisen, Entscheidungen treffen, eine eigene Meinung haben, ohne Angst leben – Freiheit ist wichtig und für jeden etwas anderes. Auch im Sport scheint sie von Bedeutung zu sein. Bergsteiger sprechen von Freiheit, wenn sie einen Gipfel erklimmen und Fallschirmspringer, wenn sie Richtung Erde fliegen. Der Zusammenhang zwischen Sport und Freiheit ist vielfältig. Das Redaktionsteam der SportSirene hat sich auf die Suche nach Freiheit im Sport gemacht – und ist fündig geworden: u. a. im Fußballstadion, im Boxring, im Gefängnis und auf der Laufbahn.

Ohne die Mitarbeit vieler Personen hätte diese SportSirene nicht erscheinen können. Besonders für das Engagement von Lukas Eberle, Klaus-Eckhard Jost, Johannes Knuth, Jan Mies, Rainer Nübel, Dr. Roger Repplinger und Fabian Schmidt möchten wir uns herzlich bedanken. Außerdem gilt unser Dank Valentin Marquardt und Hendrik Thedinga sowie der Agentur köckritzdörrich, Pressefoto Baumann und imago.

Viel Spaß mit der 6. Ausgabe der SportSirene!
Das Redaktionsteam

Editorial #6

TOP 10

Autorin: Melanie Stitterich

SPORT BEWEGT DIE GEMÜTER – IN DEN MEDIEN UND DURCH DIE MEDIEN. DIES ZWINGT MANCHMAL DIE BETEILIGTEN DAZU, AN DIE GRENZEN DER FREIHEIT ZU GEHEN: AN DIE GRENZEN DER PRESSEFREIHEIT, DER MEINUNGSFREIHEIT, DER VERBALEN FREIHEIT – UND DES RECHTS.

BLÖDE FRAGE – BLÖDE ANTWORT

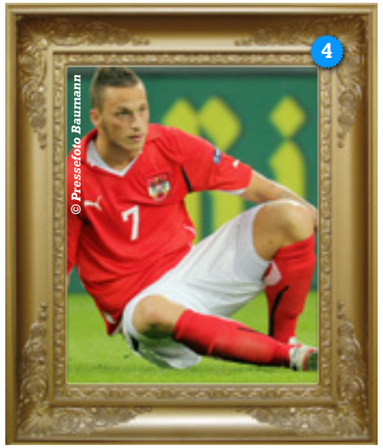
Runde 01: Kevin Kurányi vs. Premiere-Journalist
Keine Antwort ist auch eine Lösung. Um Fragen der Journalisten aus dem Weg zu gehen, antwortet man knapp oder gar nicht. Ein Journalist des Fernsehsenders Premiere fragte Kevin Kurányi im Jahr 2005, ob er in der kommenden Saison noch beim VfB Stuttgart spielen werde. Kurányi entgegnete rhetorisch gekonnt: „Diese Antwort brauchen Sie mir nicht zu stellen."
www.youtube.com/watch?v=WFLLv5VU89M

DER KAMPF UMS WORT

Runde 02: Willi Konrad vs. Sportjournalist alias „Drecksschwein"
Man wird doch noch fragen dürfen. Oder nicht? Willi Konrad, Technischer Direktor von Dynamo Dresden, favorisiert anscheinend Letzteres. Mitte der 90er-Jahre fragte ihn ein Journalist vor laufender Kamera, wo das Geld geblieben sei, das Konrad in die Schweiz überwiesen habe. Konrad reagierte allergisch. Sein Abschiedsgruß an den Reporter: „Drecksschwein".
www.youtube.com/watch?v=UpKHLojUPS8

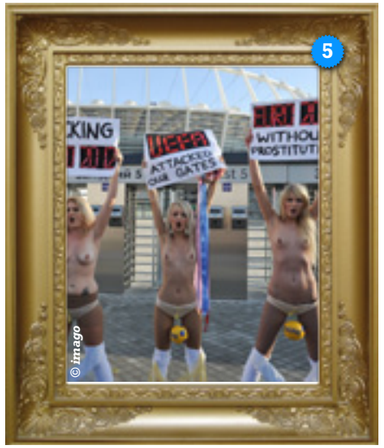
AUTORISIERUNGSWAHN

Runde 03: Oliver Kahn vs. „Zeit"
Das habe ich so nicht gesagt! 2006 zog Oliver Kahn ein Interview mit der Wochenzeitung Zeit zurück. Ersetzt wurde das Interview durch einen Artikel, der die Überschrift „Die Angst des Torwarts" trägt – mit den Fragen des Journalisten, ohne Kahns Antworten. Autor Henning Sußebach schreibt dazu: „Vielleicht erzählt die Geschichte eines zurückgezogenen Gespräches mehr, als ein geschliffenes transportieren kann".



FALSCHE BRÜSTE, KALTE FÜSSE

Runde 04: Marko Arnautovic (Werder Bremen) vs. „Seitenblicke" (Österreichisches Magazin)
„Sie muss tätowiert sein, das steht bei mir an erster Stelle. Und schwarze Haare und Silikonbrüste haben. (…)". So äußerte sich Fußballprofi Marko Arnautovic im Juli 2011 gegenüber dem Magazin Seitenblicke. Als er seine Aussagen einen Tag später zurückziehen wollte, hatte das Magazin das Interview bereits gedruckt. Arnautovic log, das Interview habe es nie gegeben – Seitenblicke veröffentlichte daraufhin den Interviewmitschnitt.



OBEN OHNE

Runde 05: Topless Damen vs. Männerkult
Von der Demonstrationsfreiheit machen die Damen der Organisation „Femen" in Odessa/Ukraine Gebrauch. „Oben ohne" demonstrierten die Feministinnen im März 2011 gegen den Sextourismus im eigenen Land. Sie befürchten, dass dieser bei der anstehenden Fußball-Europameisterschaft 2012 in Polen und der Ukraine dramatisch ansteigen wird. Verärgert waren die Demonstrantinnen auch über das „Unterwäscheverbot", das die Regierung in Kiew im Februar 2011 im Hinblick auf das anstehende Fußball-Großereignis verabschiedet hatte. Auf Balkonen in einem Umkreis von 500 Metern um die Stadien werde man keine leicht bekleideten Frauen dulden, hatte die Politik damals entschieden.

ONE WORLD – TWO DREAMS

Runde 06: Olympische Spiele 2008 in China vs. Ausländische Berichterstattung
Im Austragungsland der Olympischen Spiele sollte eine freie Berichterstattung möglich sein. Das war in der Vergangenheit allerdings nicht immer der Fall. Bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking stießen ausländische Journalisten an die Grenzen der chinesischen Zensur: Die Reporter hatten nicht die Freiheit, über Unruhen in der chinesischen Provinz Tibet zu berichten, hatten wenig Spielraum bei der Berichterstattung der Olympischen Sommerspiele 2008 und wurden von der chinesischen Staatsführung zensiert. Sie schränkte die Reisefreiheit der Journalisten sowie z. T. die Live-Aufnahmen auf dem Platz des himmlischen Friedens ein.

DIE SKANDALWELT DER FIFA

Runde 07: FIFA-Boss Blatter vs. Sportjournalisten
Joseph Blatter redet gern. Allerdings nur über das, was ihm gefällt. Seine eigene Pressekonferenz im Mai 2011 verließ er, weil er auf die Fragen der Journalisten nicht mehr antworten wollte. Zuvor hatten die Berichterstatter den Präsidenten des Weltfußballverbandes unter anderem mit der skurrilen Vergabe der Weltmeisterschaft 2022 an Katar konfrontiert.
In dieselbe Kategorie fallen die Verhaltensregeln, die Blatter den Journalisten bei der Fußball-WM 2010 in Südafrika auf die Akkreditierungen druckte. Dieser Knigge kam einem Maulkorb gleich. Zeitungsreporter wurden bei der Verwendung von Text und Bild eingeschränkt und durften ihre Zeitungen in einem Umkreis von 800 Metern um die Stadien nicht verteilen.

ZWANZIGER IM ABSEITS

Runde 08: Der sogenannte „Unglaubliche Demagoge" vs. Sportjournalist und „Blogger" Jens Weinreich.
Es ist ein großer Konflikt in der Geschichte des deutschen Sportjournalismus'. Auslöser: Der Auftritt von Theo Zwanziger, ehemaliger Präsident des Deutschen Fußball-Bundes, bei einem Kongress des Deutschen Olympischen Sportbundes im Juli 2008. In dem Blog „Direkter Freistoß" nannte der Sportjournalist Jens Weinreich Zwanziger anschließend einen „unglaublichen Demagogen". Der DFB-Präsident fühlte sich in seiner Ehre gekränkt und zog vor Gericht, Weinreich solle seine Aussage unterlassen. Die Meinungs- und Pressefreiheit eines Journalisten stand dem Persönlichkeitsrecht Zwanzigers gegenüber. Im März 2009 entschied das Berliner Landgericht: 1:0 für die Meinungsfreiheit.

VERDREHTE WIRKLICHKEIT

Runde 09: Silvio Berlusconi vs. Presserecht
1986 übernahm der ehemalige italienische Ministerpräsident Silvio Berlusconi den Fußballklub AC Mailand. Seither verdreht Berlusconi die Wirklichkeit wie selten ein anderer. Der drittreichste Mann Italiens besitzt mehrere private Fernsehsender. Er kontrolliert das öffentliche Bild, die Presserechte und damit auch die Journalisten. Berlusconis außersportliche Aktivitäten tragen nicht wirklich dazu bei, seine Glaubwürdigkeit zu verbessern. Während seiner Karriere jagten ihn die Richter unter anderem wegen Steuerbetrug, Bestechung und Bezahlung einer minderjährigen Prostituierten.

TOP 10

AM PRANGER

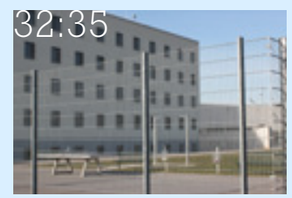
Endrunde: Medien vs. Medien-Opfer
Freie Meinungsäußerung hat ihre Grenzen. Zum Beispiel, wenn Journalisten die Trainer, Funktionäre, Spieler und Schiedsrichter an den Medien-Pranger stellen. Ein schlechtes Vorbild: Das Magazin „kicker" kürt seit Jahren den schlechtesten Schiedsrichter des Jahres, was den ohnehin starken Druck auf die Unparteiischen zusätzlich erhöht. Ermüdungserscheinungen, Depressionen, Burn-Out oder gar Suizid-Versuche wie im Fall des Schiedsrichters Babak Rafati im November 2011 – für manch einen am Ende der einzige Ausweg, dem Druck der Öffentlichkeit zu entkommen.

Inhalt #6

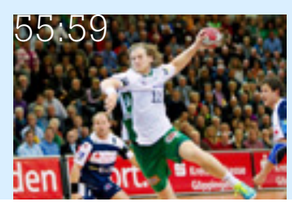
04:05 StartSirene: *Sport bewegt die Gemüter* – in den Medien und durch die Medien. Dies zwingt manchmal die Beteiligten dazu, an die Grenzen der Freiheit zu gehen: An die Grenzen der Pressefreiheit, der Meinungsfreiheit, der verbalen Freiheit – und des Rechts. **14:19 ZoomSirene:** *Bilder sagen oft mehr als Worte.* Geht es um Freiheit, ist es nicht einfach, diese in Bildern auszudrücken. Die SportSirene hat in der Rubrik ZoomSirene Momente festgehalten, die die Freiheit betreffen. **24:29 LifeSirene:** *Freiheit in Schwarz und Gelb* Dortmund gegen Schalke. Der Inbegriff eines Derbies in der Fußball-Bundesliga. Die SportSirene hat eine begeisterte BVB-Anhängerin in den Signal Iduna Park begleitet. Wie frei fühlt sie sich im Stadion während des Spieles der Spiele? **36:39 PrivatSirene:** *„Nicht stehen bleiben, weitergehen"* Hartwig Gauder ist Olympiasieger im Gehen. In der SportSirene spricht er über die Melodie des Laufens, eine schockierende Diagnose und seine wiedergewonnene Freiheit durch ein Spenderorgan. **40:45 AktionsSirene:** *Wartet auf dem Gipfel die Freiheit?* Auf schmalen Pfaden, in atemberaubendem Gelände und am Gipfelkreuz. In einem Selbstversuch hat sich die SportSirene beim Wandern in den Tiroler Bergen auf die Suche nach der Freiheit begeben. **62:64 SchlussSirene:** *WM 2006 in Deutschland – nur dank einer Kuckucksuhr* Was hat Silvio Berlusconi mit Volleyball zu tun? Warum sind Katar für die Fußball-WM und Pyeongchang für die Olympischen Winterspiele die idealen Ausrichter? Und was haben wir einer Kuckucksuhr in Neuseeland zu verdanken? – Die SchlussSirene gibt Aufschluss.

Flucht in die Freiheit
Was haben IBF-Boxweltmeister Yoan Pablo Hernández und Ex-Profi-Fußballer Dirk Schlegel gemeinsam? Beiden gelang mit Hilfe des Sports die Flucht in die Freiheit. Der SportSirene haben sie ihre Geschichte erzählt.

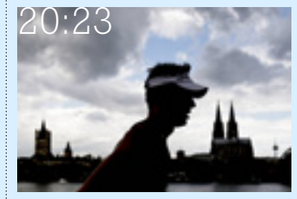
„Ich vergesse die Gitter"
Eine Haftstrafe bedeutet Freiheitsentzug. Die SportSirene hat einen Häftling in der Justizvollzugsanstalt Stuttgart besucht. Wie viel Freiheit gibt es ihm, innerhalb der Gefängnismauern Sport treiben zu können?



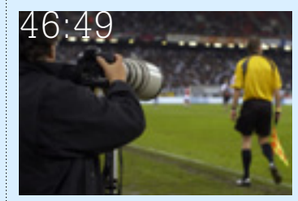
Der Handball-Maulkorb schränkt die Freiheit ein
Ob Mensch oder Vierbeiner – ein Maulkorb schränkt die Freiheit ein. Die SportSirene hat in und im Umfeld der Handball-Bundesliga Menschen nach ihrer Meinung zum Maulkorb in der HBL befragt.



Wenn Sport zur Droge wird
Nadja war sportsüchtig. Im Gespräch mit der SportSirene erzählt sie von ihrem täglichen Sportpensum, schnellen Erfolgen und der krankhaften Sucht nach Anerkennung.

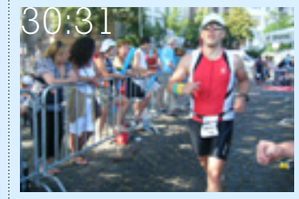


Unter der Käseglocke
Es gibt keine Konzessionsentscheidungen. Oder doch? Wie frei ist ein Schiedsrichter in seinen Entscheidungen? Die SportSirene hat sich darüber unter anderem mit FIFA-Schiedsrichter Knut Kircher unterhalten.



Siegerbussel von bärtigen Männern
Wenn es in Deutschland um den Iran geht, dann meist um die Politik von Präsident Mahmud Ahmadinedschad. Tobias Erler lernte das Land selbst kennen. Er fuhr für ein iranisches Radteam und sprach mit der SportSirene über Freiheit im Iran.

Wie macht Sport den Kopf frei?
Dass Sport den Kopf frei macht, hört man immer wieder. Doch wie sieht dies aus? Zu diesem Thema hat die SportSirene Personen aus verschiedenen Berufsgruppen befragt.



Gläserne Athleten
Das Dopingkontrollsystem entwickelt sich weiter, um Dopingsünder zu überführen. Doch auch die Meldepflichten wurden in den letzten Jahren verschärft. Die SportSirene hat nachgehakt, wie Sportler damit umgehen und ob sie sich durch diese in ihrer Freiheit eingeschränkt fühlen.

FLUCHT IN DIE FREIHEIT

Autor: Florian von Stackelberg

Yoan Pablo Hernández und Dirk Schlegel lebten beide als Spitzensportler in Ländern, in denen es für sie keine Freiheit gab. Beide wagten die Flucht. Der eine 2005, der andere 1983. Zwei Männer, zwei Geschichten, ein Weg.

Alles war genau geplant. Minutiös. Halle an der Saale. Chemie-Pokal 2005. Nach der Niederlage gegen den deutschen Boxer Alexander Powernow kehrt Yoan Pablo Hernández, ein Bär von einem Kerl, mit dem kubanischen Box-Team ins Hotel Maritim zurück. Die Mannschaft sitzt in der Hotellobby. Er geht in sein Zimmer und duscht. Kurz darauf holt Hernández zu einem ganz persönlichen Schlag aus. Er packt ein paar Sachen und macht sich auf den Weg, dorthin, wo die Freiheit wohnt.

22 Jahre früher. 180 Kilometer nordöstlicher Richtung. Berlin. Eine Mauer durchzieht die Stadt. Dirk Schlegel beschließt beim Europapokalspiel seiner Mannschaft in Belgrad, in den Westen zu fliehen. Seine Flucht beginnt bei der Westdeutschen Botschaft und endet mit der Ankunft im DDR-Flüchtlingslager in Gießen. „Die halbe Stunde, die wir für einen Stadtbummel bekamen, haben wir genutzt", sagt er.

Zwei Männer, ein Freiheitsdrang. Der eine tut es, um voranzukommen. Der andere tut es, weil er es nicht mehr aushält in den Grenzen, die andere gesetzt haben. „Es waren einfach die sozialen Verhältnisse", erzählt der Boxer Hernández im Rückblick. Der 1,93 Meter große Rechtsausleger kam mit der Situation in seiner Heimatstadt Pinar del Rio auf Kuba nicht mehr zurecht. Als Kind hatte er es schwer, besaß nicht einmal Schuhe. „Es brachte meine Mutter auf die Palme, weil ich deshalb manchmal nicht in die Schule gegangen bin", sagt er.

Seine Augen liegen tief in den Augenhöhlen. Die Brauen buschig, der Akzent spanisch. Volleyballer sollte er werden, doch bald erkannte man auf der Sportschule, dass er dafür kein Talent hatte. Bevor er im Alter von 10 Jahren die Schule verlassen musste, nahm sich ein Boxtrainer seiner an. „Ich wollte nicht, aber er hat mich motiviert und überzeugt", sagt der Kubaner.

Dirk Schlegel war es irgendwann leid. Er flüchtete aus politischen Gründen. „Bei mir fing es schon früh an, dass mir Steine in den Weg gelegt wurden." Weil er entfernte Verwandte im Westen hatte, durfte Schlegel kein Abitur machen. Der Ex-Fußballer sagt: „Als kaderpolitisch nicht kompatibel begründeten sie damals ihre Entscheidung."

Dirk Schlegel vor 22 Jahren: Schnauzbart, die Haare in Mode der Achtzigerjahre, vorne kurz, hinten lang. Schmal wirkt er, auf seine 1,77 Meter Körpergröße. Bis heute hat der 50-jährige Ex-Fußballer seine lockere Art nicht verloren. „Mein Vater hat Fußball gespielt und als kleiner Junge bin ich immer mitgegangen. Mit sieben Jahren hab ich dann selber angefangen zu spielen und bin immer dabei geblieben", sagt Schlegel mit Berliner Schnauze. Er kommt aus einer Arbeiterfamilie, der Vater war Maurer, die Mutter Sachbearbeiterin.

Yoan Pablo Hernández feiert kurz nachdem er das Boxen angefangen hat seine ersten Erfolge, gewinnt Medaillen. „Als der Erfolg kam, hat mein Leben eine andere Richtung genommen", sagt der Abtrünnige. Die kubanische Boxschule verlangt alles von ihm ab, aber Hernández kann sich gegen große Konkurrenz durchsetzen und entwickelt sich immer weiter. „ Es war sehr hart. Aber es hat mir geholfen nach vorne zu kommen", sagt der Boxer.

Nicht nur die linke Führhand zum Kopf war genau geplant.

© Wende

Hernández musste nicht nur im Boxring Tiefschläge einstecken.

© Wende

© imago

Ein Jahr nach der Flucht: Falko Götz (li.) und Dirk Schlegel (re.) bei Bayer Leverkusen.

© imago

Schlegel im Trikot des VfB Stuttgart.

Ein Traum geht für den kantigen Kubaner in Erfüllung, als er 2004 bei den Olympischen Sommerspielen teilnehmen darf. Zuvor war er schon einige Male bei Vorbereitungsturnieren und Wettkämpfen in Europa gewesen. Er hatte gesehen, wie das Leben außerhalb Kubas sein kann. Es gefällt ihm.

Flüchtling Dirk Schlegel war häufiger mit Junioren-Nationalmannschaften und mit dem BFC Dynamo Berlin im Europapokal außerhalb der DDR unterwegs gewesen. Auch im Westen. Der Fußballer weiß, dass er und seine Mannschaftskameraden „mehr durften als normale Bürger". Vor allem weil der Verein, bei dem sie spielten, von der Staatssicherheit unterstützt wurde. Als „das Spielzeug von Stasi-Chef Erich Mielke" bezeichnet der gebürtige Hannoveraner den BFC Dynamo Berlin. Von klein auf spielte er dort und schaffte es zum Profi.

Irgendwann stellte er sich die Frage: „Was machst du mit deinem Leben? Welche Alternativen gibt es?" Es gab viele Gründe für ihn sich diese Fragen zu stellen, immerhin wurde ihm das Abitur verwehrt, weil er entfernte Verwandte in Westdeutschland hatte. Dirk Schlegel entschied sich vorerst eine Ausbildung zum Elektromonteur zu machen und Fußballprofi zu werden.

Für den kubanischen Boxer Hernández war es schlimm, nach Auslandsbesuchen wieder nach Hause zu kommen. Der Familienmensch freute sich zwar seine Mutter Carmen wieder zu sehen, doch die sozialen Verhältnisse blieben grausam. „Das Haus, in dem wir lebten, fiel quasi zusammen. Ich hatte es einfach satt, dass sich nichts tat und niemand half", sagt Hernández.

März 2005. Die Amateurboxnationalmannschaft Kubas macht sich von der Hauptstadt Havanna auf den Weg nach Deutschland zum Chemie-Pokal in Halle an der Saale. „Als ich ins Flugzeug stieg, war es mir klar – diesmal mach ich es".

September 1983. Für Schlegel kommt nach der Eingrenzung seiner Rechte in der DDR nur eine Möglichkeit in Betracht, wie er sein Leben weiter gestalten will – die Flucht in die BRD. Für seinen treuen Wegbegleiter seit der F-Jugend beim BFC, Falko Götz, gibt es ebenfalls keinen anderen Ausweg.

Die zwei Fluchtwilligen hecken einen Plan aus. Vor dem Auswärtsspiel im Europapokal beim Luxemburgischen Meister Jeunesse Esch sollte es passieren. Doch die Flucht fällt ins Wasser: „Wir waren dort total einkaserniert, alles wurde von der Staatssicherheit genau überwacht."

November 1983. Europapokalspiel bei Partizan Belgrad. Die Geschichte von Fußballtrainer Jörg Berger, der in Jugoslawien geflohen und jetzt in Westdeutschland war, hatte bereits die Runde gemacht. „Das hat uns Mut gemacht", sagt Schlegel. Am Abend des 1. November wird der Plan für den nächsten Tag der BFC-Spieler verkündet. „30 Minuten Stadtbummel in Belgrad", sagt der Trainer. Götz und Schlegel bekommen die Chance, auf die sie gewartet hatten.

Freiheit ist die Möglichkeit, ohne innere und äußere Zwänge zwischen verschiedenen Optionen wählen zu können. So wird Freiheit im Lexikon definiert. Diese Möglichkeit hatten Schlegel und Hernández nicht mehr gesehen.

Die Glocke am Ring ertönt. Der Ringrichter erhebt nicht den Arm von Yoan Pablo Hernández. Sein Kontrahent Alexander Powernow darf sich feiern lassen, der Kubaner ist aus dem Wettkampf ausgeschieden. Doch Hernández hat anderes im Kopf. Nach seinem Kampf trifft sich die kubanische Mannschaft in der Lobby des Hotel Maritim in Halle an der Saale. Hernández duscht in seinem Hotelzimmer. Der 21-jährige Boxer ist nervös. Er weiß: Wenn er erwischt wird, darf er nie wieder aus Kuba ausreisen.

Dann geht alles ganz schnell. Hernández verlässt unbemerkt das Hotel. Schnell weg. Die ersten Tage kommt er bei einem Fluchthelfer unter. Seine Familie informiert ein befreundeter Boxer nach dessen Landung in Havanna. Er selbst ruft seine Mutter erst ein paar Tage später an. Kurz nach seiner Flucht kommt er über einen Mittelsmann mit dem Boxstall Sauerland Event in Kontakt.

Bei Schlegel läuft es ähnlich schnell. Die Mannschaft wird am 2. November in der Innerstadt Belgrads zum selbstständigen, dreißigminütigen Stadtbummel entlassen. Schlegel und Götz wissen: Es ist so weit. Sie entfernen sich von den Mannschaftskameraden, halten ein Taxi an und fahren in die nahe gelegene Westdeutsche Botschaft. Die Botschaftsmitarbeiter zeigen sich hilfsbereit.

Mit dem Auto werden sie ins 400 Kilometer entfernte Zagreb gefahren, um im Deutschen Generalkonsulat Ersatzpapiere mit falscher Identität zu bekommen. Von Zagreb geht es eineinhalb Stunden weiter mit dem Auto nach Ljubljana. „Ab jetzt können wir euch nicht mehr helfen", sagen die Botschaftsmitarbeiter. Aus der heutigen slowenischen Hauptstadt fahren die beiden Flüchtlinge dann mit dem Zug nach München. „Was einem da im Kopf herumgeht, kann man nur schwer beschreiben", sagt Dirk Schlegel.

Kontrolle. Jugoslawische Zollbeamte gehen durch den Wagon und kontrollieren die Pässe. Auch die Ersatzpapiere von Schlegel und Götz. „Als sie uns kontrolliert hatten und alles reibungslos verlief, ist auf einmal die ganze Last und Anspannung abgefallen. Wir waren irgendwann so fertig, dass wir einfach eingeschlafen sind."

Yuan Pablo Hernández richtet sich im Westen auf sein neues Leben ein. Der Vertrag mit Sauerland Event ist schnell unterzeichnet. Hernández ist jetzt Profiboxer. Am 3. September 2005 gibt er sein Profidebüt. Für seinen sportlichen Erfolg ist ab jetzt Boxtrainerlegende Ulli Wegner verantwortlich. „Der Junge kann alles werden, ganz nach oben kommen. So ein schöner Kerl, so viel Talent", sagte Wegner nach der Vertragsunterzeichnung.

Recht sollte er behalten. Die Bilanz seines Schützlings als Profiboxer lässt sich sehen: 27 Kämpfe, 26 Siege, davon 13 durch K. o. Am 1. Oktober 2011 hat der Kubaner Hernández seinen ersten Titelkampf. Er gewinnt gegen den US-Amerikaner Steve Cunningham nach Punkten. Zwei Kopfstöße seines Gegners verursachen tiefe, stark blutende Platzwunden in Hernández' Gesicht.

Der Kampf wird nach sechs Runden abgebrochen, die Punkte werden ausgezählt. Neuer IBF-Weltmeister im Cruisergewicht ist Yoan Pablo Hernández. Der Titel scheint für Hernández eine Art Bestätigung zu sein. „Damit kann ich den Menschen in Kuba zeigen, was möglich ist", sagt der Weltmeister und fährt fort: „Ich habe es niemals bereut, diesen Schritt gewagt zu haben. Es hat mir nur sehr wehgetan, meine Familie so lange nicht sehen zu können."

Auch die Fußballflüchtlinge aus dem Osten kommen nach anfänglichen Schwierigkeiten voran. Kaum in der BRD angekommen, weiß bereits die Bildzeitung von der Flucht der zwei DDR-Fußballer. Genauso wie neun Bundesligaclubs, die alle großes Interesse an einer Verpflichtung von Schlegel und Götz haben. „Es gab kein Risiko für die Vereine. Wir waren fertige Spieler, in uns musste nicht mehr investiert werden", sagt Dirk Schlegel.

Nach kurzem Aufenthalt in einem DDR-Flüchtlingslager in Gießen landen die beiden Flüchtlinge bei Bayer 04 Leverkusen. Der Verein wurde ihnen von Ex-DDR-Trainer Jörg Berger, den sie noch aus ihrer Zeit bei der Jugendnationalmannschaft kannten, empfohlen.
Provokative Interviews vor der Mauer und öffentliche Aussagen über politische Themen meidet Schlegel nach seiner Flucht. Er weiß wieso. „Wir haben mit Anschlägen auf unsere Person gerechnet. Wir haben aber alles dafür getan, kein Risiko einzugehen." Ein tragisches Beispiel war ihnen Lutz Eigendorf. Der ebenfalls aus der DDR geflohene Bundesliga-Spieler kam nur ein halbes Jahr vor der Flucht von Schlegel auf mysteriöse Art bei einem Autounfall ums Leben. „Wir wussten von Lutz Eigendorf und seinem Tod. Für mich war von Anfang an klar, dass das die Stasi war."
Trotz ständiger Angst, vor der Flucht abgehört, während der Flucht erwischt oder nach der Flucht umgebracht zu werden, sagt Dirk Schlegel heute: „Auch im Nachhinein muss ich sagen: Ich würde es wieder tun!."
4. Februar 2012. Steve Cunningham fordert Yoan Pablo Hernández zur Revanche heraus. Weltmeister Hernández hat Cunningham schon in der zweiten Runde am Boden. Doch der US-Amerikaner fängt sich, der Kampf geht über zwölf Runden. Wieder entscheiden die Punktrichter. Wieder zugunsten des großen Kubaners. Er darf sich damit weiterhin IBF-Weltmeister im Cruisergewicht nennen.
Auch als Schauspieler hatte Hernández schon Erfolg. Im Boxfilm „Max Schmeling – eine deutsche Legende" spielte er an der Seite von Henry Maske den scheinbar unbesiegbaren Gegner Joe Louis. So steil wie seine Karriere verläuft, so sehr fehlt Yoan Pablo Hernández seine Familie. Jahr für Jahr stellt Boxer Hernández einen Einreiseantrag für Kuba – bisher ohne Erfolg. „Theoretisch könnte ich mir ein Ticket kaufen und nach Havanna fliegen. Sie würden mich aber nicht reinlassen und sofort zurück nach Deutschland schicken."
Von Leverkusen über den VfB Stuttgart führt Dirk Schlegels Reise letztendlich zu Blau-Weiß, später Hertha BSC, Berlin. Er beendet seine Karriere als Spieler, wird Trainer im Amateurbereich. Dann schließt er sich der Spielervermittlung ROGON an, wird Headscout. „Dieser Job ist wie geschaffen für mich", sagt Schlegel. „Er macht viel Spaß, man kommt viel herum und man kann jungen Spielern helfen, ein großes Ziel zu erreichen, das man selbst mal geschafft hat."
Hernández ist mittlerweile in Deutschland angekommen. „Die Sprache war zunächst schwer für mich. Aber als ich in der Lage war, alles selbst zu verstehen und zu begreifen, wurde es besser." Eine Hilfe war ihm dabei auch seine Frau, die ebenfalls aus Kuba stammt, und ihr gemeinsamer Sohn. „Am Anfang hatte ich nicht den Gedanken eine Familie zu gründen. Doch jetzt bin ich sehr froh darüber", sagt der IBF-Weltmeister.
Der Aussteiger hat noch viel vor in seiner Karriere. Gegen die Klitschkos zu kämpfen wäre aber keine Option für ihn. „Das wäre eine Illusion, würde für mich keinen Sinn machen." Die drei großen Boxweltmeistertitel zu erlangen hingegen, „wäre eine große Sache für mich. Dazu muss man alles opfern, auf alles achten", sagt Hernández.

„Freiheit ist für mich, sein Leben bestimmen zu können und Dinge zu machen, die man selbst möchte und wenn man die Möglichkeit hat etwas zu verändern – unabhängig von äußeren Faktoren", sagt Dirk Schlegel heute.
Boxweltmeister Yoan Pablo Hernández hat ebenfalls ein klares Bild davon, was für ihn Freiheit bedeutet: „Für mich ist Freiheit, wenn man alle Wünsche nach seinem Geschmack erfüllen kann und dabei positive Ziele verfolgt. Aber die totale Freiheit wäre eben auch nicht gut. Es muss schon ein paar Einschränkungen geben."
Beiden Spitzensportlern ist die Flucht in die erhoffte Freiheit geglückt. Deutschland und vor allem Berlin, wo er lebt, gefällt Yoan Pablo Hernández sehr gut. Doch der Kubaner sagt auch: „Nach der Karriere kann ich mir vorstellen, vielleicht in ein Land mit mehr Sonne zu gehen. Denn die vermisse ich schon ein bisschen." Die Freiheit dazu hat er jetzt.

Dirk Schlegel an der Seitenlinie der U-19 von Hertha BSC Berlin.

„Von der TK lass ich mich gern durchs Studium begleiten."
Jana Rumpel, TK-versichert seit 2010

„Die TK ist meine Nr. 1: Denn sie hat tolle Extraleistungen, nur für uns Studenten."

FOCUS MONEY
Zum 6. Mal in Folge
Deutschlands beste Krankenkasse
Ausgabe 49/2011
Deutschlands größter Krankenkassen-Vergleich

Die TK unterstützt Sie auch im Studium:

- **Betreuung vor Ort** Wir sind persönlich für Sie da
- **Gesunde Karriere** Professionelle Tipps für den Berufsstart
- **www.unikosmos.de** Die virtuelle Welt für Studenten

Nur drei von mehr als 10.000 Leistungen. Wir beraten Sie gern ausführlich.

Tony Säwert
Obere Wässere 4 (TK-Haus)
72764 Reutlingen
Tel. 07121-3127-712
Mobil 0175-5840966
Fax 07121-3127-250
tony.saewert@tk.de

Versprochen: Auch 2014 kein Zusatzbeitrag!

TK Techniker Krankenkasse
Gesund in die Zukunft.

Autor: Max Länge **Bilder:** imago

Istanbul aus der Vogelperspektive. *Die Freiheit des Fliegens haben Basejumper bei einem internationalen Flugsport-Festival in der Metropole am Bosporus erlebt. Nach dem Sprung vom 260 Meter hohen Sapphire Building, dem höchsten Gebäude der Türkei, blieb den Springern knapp eine Sekunde freier Fall, bis sie ihren Fallschirm öffnen mussten.*

Glaubensfreiheit im Sport. *Zwei Spielerinnen der jordanischen Fußball-Nationalmannschaft bei der Hymne. Die Interpretation ihrer Religion – des Islams – stellt es ihnen frei, ein Kopftuch zu tragen. Sie leben die Freiheit, ihren Glauben auf dem Spielfeld bekennen zu dürfen, wenn sie mit Kopftuch auflaufen. Der jordanische Verband jedenfalls machte seinen Spielerinnen bei den 15. Asian Games 2006 keine Kleidervorschriften. Anders die FIFA. Bei offiziellen Spielen sind Kopftücher bis heute untersagt. Ohren und Hals müssen gemäß Reglement des Fußball-Weltverbands frei bleiben.*

Freiheit in Gefangenschaft. *Camp Cropper in Bagdad, Irak. Das Hochsicherheitsgefängnis der US-Regierung hat nur wenige Häftlinge beherbergt. Diesen wurde während des Irak-Krieges ein enormer Wert als Informanten vorgeworfen. Während sie auf ihren Prozess warteten, gab der Sport hinter Gittern ihnen einen Lebensinhalt.*

Freiheit für Tibet. *Mit dieser Botschaft gingen Demonstranten am Rande des olympischen Fackellaufs in San Francisco auf die Straße, um auf die Missstände im Austragungsland der Spiele von 2008, China, hinzuweisen. Sie erhoben ihre Stimme gegen Folter, Misshandlung und Gefangennahme der Tibeter, die wegen ihres Glaubens oder aufgrund ihres friedlichen politischen Widerstands verfolgt wurden. In einem Land, in dem Menschenrechte mit Füßen getreten würden, dürften keine Olympischen Spiele stattfinden, so der Tenor der Demonstranten.*

Autorin: Maren Hänssler **Fotos:** imago

Wenn Sport zur Droge wird

Wer Sport treibt, bleibt gesund. Wer keinen Sport treibt, lebt ungesund. Wer zu viel Sport macht – ist der krank? Sport kann zur Sucht werden. Wie bei der 23-jährigen Nadja aus Hamburg.

Nadja, Du bist heute mit dem Fahrrad hier. Welche Rolle spielt Sport heute in Deinem Leben?
Keine große mehr. Ich nehme das Fahrrad zum Einkaufen oder laufe mit meinem Hund spazieren. Im Sommer schwimme ich ein paar Runden im Freibad oder mache etwas Yoga. Mehr nicht. Heute sind mir andere Dinge wichtiger.

Welche Sportarten hast Du gemacht?
Angefangen habe ich mit Leistungsturnen und Ballett. Mit zwölf, 13 Jahren meldete ich mich dann beim Volleyball-Verein an. Zwischendurch habe ich zwei Jahre lang Leichtathletik gemacht. In der Zeit fing ich auch mit Laufen an. Mit 19 habe ich mich in einem Fitness-Studio angemeldet.

Wann hast Du das Pensum gesteigert?
Mit 19 Jahren wurde es deutlich mehr.

Wie reagierten Freunde und Familie auf das viele Training?
Meine Freunde fanden es zunächst toll, wie diszipliniert ich bin. Erst als ich keine Zeit mehr für sie hatte, jedes Treffen absagte, um trainieren zu gehen, änderte sich die Meinung. Die meisten Freunde hatten irgendwann keine Lust mehr ständig nachzufragen und eine Abfuhr zu kassieren. Und meine Eltern hatten beruflich schon immer so viel zu tun, dass sie sich zu meinem Training eigentlich nie äußerten. Nur einmal fragte meine Mutter nach, ob ich durch den Sport die Uni auch nicht vernachlässige. Mehr nicht.

Wussten Deine Trainer und Trainingspartner, wie oft Du trainierst?
Sie wussten, dass ich viel trainiere, aber nicht genau wie viel. Ich erzählte selten, dass ich davor auch schon eine Stunde joggen war, und mich danach noch aufs Fahrrad setze.
Wie sah ein typischer Trainingstag aus?
Morgens ging es oft ein oder zwei Runden um die Alster oder ins Fitness-Studio. Wenn es abends dunkel war, habe ich im Fitness-Studio noch Kurse wie Spinning oder Fatburning mitgemacht – und danach noch mal aufs Fahrrad. Zweimal in der Woche hatte ich auch noch Volleyball-Training.
Wie viele Stunden hast Du am Tag trainiert?
Circa 3 Stunden. Oft aber auch mehr.
Wie hast Du Dich nach einem Training gefühlt?
Ziemlich fertig, aber froh, es durchgezogen zu haben. Erst nachdem ich trainiert hatte, ging es mir gut.
Was in Dir hat nach so viel Training verlangt?
Durch das viele Training bekam ich plötzlich viel Anerkennung und Lob für meinen Körper. Ich war früher ziemlich unscheinbar, hatte große Probleme mit meinem Gewicht. Mit dem Sport verlor ich dann zehn Kilo und bekam viele Komplimente. Das hat sich toll angefühlt. Ich redete mir lange ein, dass ich das Training brauche, um mich besser zu fühlen. Im Nachhinein war es einfach eine krankhafte Sucht nach Anerkennung.
Warst Du irgendwann zufrieden oder hast Du gedacht: Ein bisschen mehr geht noch?
Es ging immer mehr! Ich wollte immer mehr trainieren und habe immer bessere Leistungen angestrebt. Beim Laufen musste ich unbedingt meine Zeiten verbessern, da war es besonders extrem. Ich habe ständig an mir gearbeitet.
Wie hast Du geschlafen?
Teilweise sehr schlecht. Ich bin nachts oft aufgewacht und hatte das Gefühl, nie zur Ruhe zu kommen.
War das Training Strafe oder Belohnung?
Früher war Sport nur Belohnung und machte einfach Spaß. Je mehr ich trainierte, desto mehr hat sich das aber verändert. Da fühlte ich mich erst gut, wenn das Pensum erreicht war für den Tag. Entspannung war dann die Belohnung. Aber bis ich das Trainingspensum erreicht hatte, fühlte ich mich schlecht.
Was hat daran Spaß gemacht?
Die Befriedigung zu spüren, immer bessere Leistungen zu erreichen, und die Veränderung an meinem Körper zu sehen. Als Spaß würde ich das nicht bezeichnen, eher als Befriedigung. Ich habe damals mein Lauftraining ständig ausgewertet mit GPS-Daten, Zeiten, Puls, und immer verglichen, ob ich mich gesteigert habe. Das war schon toll zu sehen, wie die Leistungskurve anfangs immer weiter gestiegen ist und ich immer mehr Gewicht verlor.

Woran hast Du gemerkt, dass der Sport Dich beherrscht?
Hauptsächlich wohl am Ende daran, dass ich außer dem Sport nichts mehr gemacht habe. Ich habe die Kommentare der anderen immer ignoriert, wenn sie versucht haben, mich darauf hinzuweisen, dass ich es mit dem Sport übertreibe. Ich habe mein Studium völlig vernachlässigt, bin nicht mehr mit Freunden ausgegangen und habe die Abende nach dem Sport, auch am Wochenende, nur noch völlig erschöpft auf dem Sofa verbracht.
Wie hat es sich angefühlt, wenn Du keinen Sport gemacht hast?
Schrecklich! So viele Momente ohne Sport gab es jedoch nicht. Einmal war ich so krank, dass ich mich kaum mehr bewegen konnte. Ans Bett gefesselt zu sein war der absolute Horror! Ansonsten hat es mich auch bei Erkältungen aus dem Haus getrieben. Selbst mit Fieber bin ich noch in der Kälte laufen gegangen.
Was hast Du vernachlässigt?
Alles. Ich habe meine Freunde nicht mehr getroffen und einige haben sich von mir abgewandt, weil ich keine Zeit mehr für sie hatte. Oft bin ich nicht mehr ans Telefon gegangen, wenn mich jemand angerufen hat. Auch das Studium habe ich vernachlässigt. Zu einigen Klausuren bin ich nicht hingegangen. Warum auch, ich war ja auch nicht in den Vorlesungen und hatte nicht gelernt …
Wie bist Du mit Verletzungen umgegangen?
Ich habe versucht, sie so gut wie möglich zu ignorieren. Ohne Blasenpflaster an den Füßen konnte ich kaum mehr laufen. Außerdem hatte ich Knieprobleme.
Hast Du während des Jahres, in dem Du so viel Sport getrieben hast, auf gesunde Ernährung geachtet?
Ja, sehr sogar. Ich habe mich immer sehr gesund ernährt, immer auf viel Eiweiß, gute Kohlenhydrate und hochwertige Fette geachtet beim Essen. Kochen, Einkaufen und Training war am Ende alles, was ich noch gemacht habe.
Im Juni 2009 bist Du im Fitness-Studio zusammengebrochen. Nach knapp zwei Stunden auf dem Laufband …
Ja, ich bin morgens aus dem Haus, habe mich nicht wohlgefühlt, weil mir eine Erkältung in den Knochen steckte, die ich nicht richtig auskuriert hatte. Also, dachte ich, gehe ich lieber ins Fitnessstudio, statt draußen zu laufen. Ich bin mit dem Fahrrad hin, bin aufs Laufband gestiegen, und ein Intervallprogramm gelaufen. Ich kann mich an den Zusammenbruch nicht wirklich erinnern, weiß nur, wie ich aufgewacht bin, und viele Leute um mich herum standen, und der Notarzt kam.
Erst nach dem Zusammenbruch hast Du professionelle Hilfe angenommen.
Ja, ich habe damals im Krankenhaus mit einem Arzt gesprochen, der mich auf meine Sportsucht zum ersten Mal aufmerksam gemacht hat, indem er mir gezeigt hat, wie sehr mich der Sport inzwischen beherrscht hat. Er hat mich an meinen späteren Therapeuten verwiesen.

Wie hat Dir der Therapeut geholfen?
Vor allem dadurch, dass ich wieder gelernt habe, andere Dinge zu tun: Mich mit meinen Freunden zu treffen oder abends mal ins Kino zu gehen. Er hat mir aufgezeigt, was ich meinem Körper alles zugemutet habe. Das war schon ziemlich heftig.
Wie war die erste Zeit ohne Sport?
Das fiel mir extrem schwer. Ich wäre am liebsten sofort wieder in meine Laufschuhe geschlüpft. Ich hatte extrem Angst zuzunehmen. Das ist zum Glück nicht passiert.
Erkennst Du heute, wenn Du an der Alster spazieren gehst, Sportsüchtige?
Das ist schwer zu sagen. Sportsüchtige tragen das ja nicht nach außen und man kann nicht unmittelbar erkennen, ob jemand einfach ein ambitioniertes Sportprogramm durchzieht, oder ob jemand vielleicht sportsüchtig ist. Aber ich sehe immer noch einige, die schon vor drei Jahren unterwegs waren, und denen ich heute noch begegne.
Wie hältst Du den Sport jetzt unter Kontrolle?
Ich achte darauf, dass ich mein Leben ausgewogen gestalte, viel abseits vom Sport unternehme. Wenn ich mich sportlich betätige, dann zur Entspannung.
Was machst Du in der Zeit, in der Du früher Sport getrieben hast?
Ich gehe viel mit Freunden aus. Einfach abends zusammen kochen oder am Wochenende mal was trinken gehen. Ich gehe auch gern ins Kino und konzentriere mich auf mein Studium. Nebenbei arbeite ich noch als Kellnerin in einem Café, ich habe also genug zu tun.
Fehlt Dir etwas?
Nein, ganz im Gegenteil. Ich merke, dass es mir heute viel besser geht. Ich kann wieder mehr lachen und habe mehr Freude am Leben. Ich habe mittlerweile seit einem halben Jahr auch wieder einen festen Freund, mit dem ich viel unternehme.
Was hast Du, was Du als Sportsüchtige nicht hattest?
Viel mehr Energie und Lust am Leben!

Autor: Timo Bäuerle

FREIHEIT IN SCHWARZ UND GELB

© Privat

FLAGGE BEKENNEN: DAS REIHENHAUS DER FAMILIE HOPF-WÖLFEL AM TAG DER MEISTERSCHAFT.

SPIELTAG FÜR SPIELTAG FIEBERN FUSSBALLFANS MIT IHREM LIEBLINGSVEREIN. SIE ERLEBEN HÖHEPUNKTE UND TIEFPUNKTE. ES IST EINE BESONDERE ART DER VERBUNDENHEIT. SIE GEHT SOGAR SO WEIT, DASS SIE BEI VIELEN FANS EIN GEFÜHL DER FREIHEIT AUSLÖST. DIE SPORTSIRENE HAT SICH BEIM BUNDESLIGASPIEL ZWISCHEN BORUSSIA DORTMUND UND SCHALKE 04 AUF DIE SUCHE NACH DIESEM GEFÜHL BEGEBEN.

© Timo Bäuerle

HEJA BVB! NORBERT POHL UND BARBARA HOPF-WÖLFEL BEJUBELN DEN DERBYSIEG (V.LI.).

Es sind die kleinen Dinge, die Barbara Hopf-Wölfels (52) große Leidenschaft zum Vorschein bringen. Um ihren Hals und ihr Handgelenk baumeln kleine schwarze und gelbe Holzperlen. „Selbstgemachter Schmuck", betont die 52-Jährige. Alles in Schwarz und Gelb, wie die Vereinsfarben des Fußballvereins Borussia Dortmund. Barbara Hopf-Wölfel ist seit dreißig Jahren großer Fan des Traditionsvereins aus dem Ruhrgebiet. Die meisten Höhepunkte in der Vereinsgeschichte hat sie hautnah miterlebt. Seit Hopf-Wölfel eine Dauerkarte besitzt, hat sie fast kein Heimspiel verpasst. Auch heute, wenige Wochen vor Weihnachten, ist wieder Heimspieltag. Dortmund gegen Schalke, das Derby gegen den verhassten Rivalen, ein Festtag für alle Fans. Hopf-Wölfel sitzt in ihrem Reihenhaus in Dortmund-Mengede, an der Wand kleben zwei Meisterschalen aus Pappe, unter dem Tisch steht ein Karton mit Weihnachtsschmuck. Auf den Weihnachtsstern hat Hopf-Wölfel ein BVB-Logo geklebt. In wenigen Tagen wird der Stern den Tannenbaum schmücken. Ganz oben, an der Spitze.

© Timo Bäuerle

© Timo Bäuerle

YOU'LL NEVER WALK ALONE – EINSTIMMEN AUF DIE KOMMENDEN 90 MINUTEN.

HALBZEITPLAUSCH: RUDI LANGNER, HANS HEIDECKER UND BARBARA HOPF-WÖLFEL (V.LI.).

Ganz oben, dort standen auch die Dortmunder Fußballer nach der Saison 2010/2011 – an der Tabellenspitze der ersten Fußballbundesliga. Die schönen Momente von dem Tag der Meisterschaft hat Hopf-Wölfel in Bildern dokumentiert und diese auf einer Foto-CD zusammengefügt. Sie genießt jedes einzelne Bild, während die Diashow auf dem Laptop läuft. Bei einem Bild hält sie plötzlich inne. Nach der Feier im Stadion hatten die 52-Jährige und ihr Mann Volker (55) ihre Freunde zur privaten Meisterschaftsfeier eingeladen – Freibier inklusive, das hatte Hopf-Wölfel im Falle des Titelgewinns ausgelobt. ,,Unseren Garten haben wir in eine Borussia Dortmund-Fanzone verwandelt", erinnert sie sich.

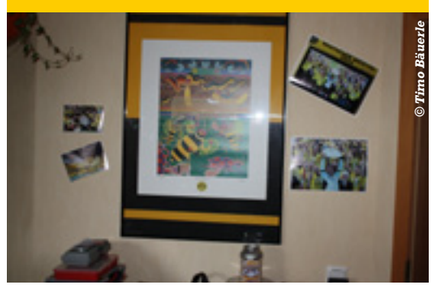
Bereits im Elternhaus hatte Hopf-Wölfel den ersten Kontakt mit Fußball, wenn auch unfreiwillig: ,,Mein Vater wollte samstagabends immer die Sportschau schauen, ich aber lieber Daktari. Damals gab es nur einen Fernseher und beide Sendungen kamen um 18 Uhr." Also einigten sich Vater und Tochter auf einen Kompromiss: Zwanzig Minuten Sportschau, dann die amerikanische Tierarzt-Serie. Bald saß die Tochter schon ab 18 Uhr vor dem Fernseher, sie begann sich für die Sportschau und für den Fußball zu interessieren. 1975 wagte sie sich gemeinsam mit Freunden, darunter auch ihr Mann Volker, zum ersten Mal ins Westfalenstadion, der Heimspielstätte von Borussia Dortmund. Hopf-Wölfel kam wieder, kaufte sich zehn Jahre lang Einzelkarten für die ,,Süd", die Stehplatztribüne der treuesten Dortmunder Fans. 1988 ergatterte sie ihre erste Dauerkarte, bis 2003 stand sie auf Europas größter Stehplatztribüne, die sich bei den meist ausverkauften Bundesligaspielen des BVB in eine 24 454 Zuschauer fassende gelbe Wand verwandelt. Den Fleck Beton auf der ,,Süd" tauschte sie anschließend gegen eine Sitzschale mit mehr Beinfreiheit. ,,Aus Altersgründen", so Barbara Hopf-Wölfel. Seitdem sind die Plätze 53 und 54 im Block 51 auf der Osttribüne für Barbara und Volker Wölfel reserviert.

Jedes Heimspiel beginnt mit demselben Ritual: Hopf-Wölfel, Mann Volker und Freund Norbert Pohl (54) treffen sich an einer der Imbissbuden am Dortmunder Freibad, direkt hinter der Südtribüne. Bei einem Bier stimmen sich die drei Sitzplatznachbarn auf das Spiel ein. Spätestens zehn Minuten vor Anpfiff stehen die Wölfels vor ihren Plätzen. Kein Mensch im Stadion sitzt, 80 000 Fans intonieren ,,You'll never walk alone", die weltbekannte Fußballhymne, Gänsehaut pur. Hopf-Wölfel hält ihren Schal in die Höhe und singt mit, zwei Minuten und 53 Sekunden lang. Anschließend betreten die Mannschaften das Spielfeld. Die 52-Jährige tippelt aufgeregt von einem Fuß auf den anderen. ,,Mir schießt das Adrenalin durch den Körper. Der Puls rast nach oben und das Herz schlägt schneller", gibt die Dauerkarteninhaberin zu. Alles ist wie immer. Und doch ist heute alles anders. Es ist Derbyzeit, Dortmund gegen Schalke 04, den ungeliebten Nachbarn.
Im Derby ist alles extremer. ,,Die Emotionen sind bissiger und die Fans singen ihre Lieder noch lauter. Ich selbst bin gegen Schalke angespannter und nervöser", sagt Hopf-Wölfel. Auch auf dem Platz kämpfen die beiden Reviernachbarn um jeden Grashalm. Der Schalker Christian Fuchs holt seinen Gegenspieler Jakub Blaszczykowski rüde von den Beinen. ,,Ey, Gelbe Karte", schreit Hopf-Wölfel und springt auf. Die Zuschauer um sie herum sind das gewöhnt. ,,Aber wenn einmal ein Fremder in den Reihen vor mir sitzt, dann dreht er sich schon einmal zu mir um", sagt Barbara Hopf-Wölfel und zuckt mit den Schultern. Wenige Reihen hinter ihr sitzt ihr Chef, auch er hat eine Dauerkarte. Hopf-Wölfel hat ihn vor der Partie zum ersten Mal überhaupt im Stadion erblickt. Für einen Moment verschwendet sie einen Gedanken daran, sich ruhiger zu verhalten, verwirft diesen Gedanken dann aber schnell.

ARBEITEN IN SCHWARZ UND GELB: BARBARA HOPF-WÖLFEL AN IHREM ARBEITSPLATZ.

HOBBY FUSSBALLFAN. WANDDEKORATION BEI DEN WÖLFELS.

© Privat


© Timo Bäuerle

Frauen im Fußballstadion sind zwar längst keine Rarität mehr. Und dennoch ist es für eine Frau ein ungewöhnliches Hobby. Aber nichts gibt Hopf-Wölfel so viel zurück wie ihre Borussia. ,,Es ist meine Stadt, mein Verein und mein Stadion", sagt die Dauerkarteninhaberin mit fester Stimme und ergänzt: ,,Ich bin ein Mensch, der sich nicht als ruhig und introvertiert bezeichnen würde." Für diese Eigenschaften bietet das Stadion einen idealen Freiraum: ,,Man kann seine Emotionen ausleben, sich auch einmal gehen lassen, brüllen, fluchen, ein Bier trinken und nette Leute kennenlernen. Im Beruf muss ich mich oft zurücknehmen, muss meine Wortwahl abwägen, aber im Stadion", so die 52-Jährige, ,,schaut mich niemand schräg an, wenn ich auch mal fluche." Ein befreiendes Gefühl, findet Hopf-Wölfel: ,,Es ist eine Art Ventil, bei dem ich Druck ablassen kann."

Spätestens als der Dortmunder Robert Lewandowski zur Führung trifft, ist sie wieder in ihrem Element. Sie springt auf, nur dieses Mal ist sie nicht allein. Alle liegen sich in den Armen, alle klatschen sich ab. ,,Ich bekomme keine Luft, es ist pure Freude", japst sie. Doch die Situation auf dem Spielfeld ändert sich von einer Sekunde auf die andere. Ein Schalker Angreifer befindet sich in aussichtsreicher Schussposition, der Dortmunder Verteidiger klärt in höchster Not. Hopf-Wölfel applaudiert: ,,Das sind die Momente, bei denen das Herz in die Hose rutscht." Die Dortmunder gehen mit einer knappen Führung in die Pause. Zeit für einen Plausch mit den Platznachbarn Rudi Langner (77) und Hans Heidecker (74) – die drei haben sich auf der Südtribüne kennengelernt. Aus seiner Jackentasche holt Hans Heidecker einige Fotos, die seinen Hobbyraum zeigen. Natürlich ganz in den Vereinsfarben von Borussia Dortmund. Sogar das Aquarium hat er schwarz-gelb angepinselt.

Zur zweiten Halbzeit sind alle wieder auf ihren Plätzen. Mitte der zweiten Hälfte schießt der Dortmunder Felipe Santana dem Schalker Torhüter durch die Beine – 2:0! Mit abnehmender Spieldauer werden Sprechchöre der Dortmund Fans in Richtung Schalker Block lauter. ,,Die Nummer eins im Pott sind wir", beginnt es in einer ohrenbetäubenden Lautstärke auf der Südtribüne und schwappt wie eine Welle durch das Stadion hinüber zum Schalker Block. Hopf-Wölfel ist wieder von ihrem Platz aufgestanden und singt mit. ,,Wenn wir gegen Schalke gewinnen, ist bis zum Rückspiel Ruhe", erteilt sie den Diskussionen über die Vormachtstellung im Ruhrgebiet eine Absage. Der Schlusspfiff geht im Dortmunder Jubel unter. Dortmund zwei, Schalke null.

DIE GELBE WAND – DIE DORTMUNDER FANS AUF DER SÜDTRIBÜNE SORGEN FÜR EINE ATEMBERAUBENDE ATMOSPHÄRE.

AUSNAHMEZUSTAND BEIM REVIERDERBY: FÜR DIE BVB-FANS DAS WICHTIGSTE SPIEL DER SAISON.

© Timo Bäuerle

© imago

Barbara Hopf-Wölfel ist erleichtert, ein Derby-Sieg gegen den FC Schalke 04 wirkt befreiender als ein Sieg gegen einen anderen Gegner. Doch es gab auch andere Zeiten, in denen die Fans von Borussia Dortmund weniger Grund zur Freude hatten. In den letzten zehn Jahren stand der BVB zweimal kurz vor dem Abstieg aus der Ersten Bundesliga. Nur mit einem Endspurt an den letzten Spieltagen der Saison konnte sich die Mannschaft retten. Nicht an sportlichem, sondern wirtschaftlichem Misserfolg wäre der Traditionsverein in der Saison 2004/2005 fast gescheitert. Der Verein stand kurz vor einem Bankrott. ,,Während dieser Zeit ging es mir richtig schlecht", erinnert sich die 52-Jährige. Täglich neue Zahlen über die Schulden des Vereins erschreckten sie: ,,Man hat vor lauter Zahlen keinen Durchblick mehr gehabt – zum Schluss wusste man nicht mehr, wem man glauben soll." Ehemann Volker sitzt mit versteinerter Miene neben ihr, dann sagt er: ,,Es war nicht vorzustellen, dass es diesen Verein in der Ersten Bundesliga nicht mehr geben wird." Eine Stadt, eine Region und viele Anhänger des Traditionsvereins bangten um den Verein. Erst das Sanierungskonzept einiger Gläubiger und der harte Sparkurs, die eine neue Führung der zuvor so spenderfreudigen Borussia verordnete, retteten den Traditionsverein vor der Pleite.

Angenehmere Erinnerungen verbindet Hopf-Wölfel mit dem vermutlich größten Triumph des BVB, auch wenn sie deswegen beinah ihren Job verlor. Dortmund hatte sich 1997 ins Champions-League-Finale gegen Juventus Turin durchgekämpft. Das Endspiel im Münchener Olympiastadion war auf den 28. Mai terminiert, Hopf-Wölfel hatte sich drei Tage Urlaub genommen. Wenige Tage vor dem Finale teilte ihr Chef mit, sie müsse an allen drei Tagen arbeiten. ,,Bleibe ruhig und löse dieses Problem sachlich", sagte sie sich, sie wollte doch um jeden Preis nach München fahren. ,,Zur Not hätte ich die Kündigung eingereicht", gibt die 52-Jährig zu. Ihr Chef lenkte schließlich ein. Borussia Dortmund gewann das Endspiel mit 3:1. Ist Freiheit auch bei Auswärtsspielen zu spüren? Sie kann sich an einige Auswärtsspiele erinnern, bei denen sie Momente der Unbeschwertheit spürte. ,,Wobei man sich auswärts zweimal überlegt, ob man gegen den Gegner etwas schreit", betont sie.

Freiheit im Fußballstadion – Barbara Hopf-Wölfel ist kein Einzelfall. Sitzplatznachbar Norbert Pohl pflichtet ihr bei: ,,Natürlich ist da was dran, für mich wäre es undenkbar, nicht zum Fußball zu gehen." Der Besuch der Fußballspiele im Westfalenstadion sei für ihn eine Form des Auslebens. ,,Ich habe meinen drei Kindern auch die Freiheit gelassen, Borussia Dortmund als Lieblingsverein zu wählen", sagt Pohl und grinst. Auch Maja Riedel (49) und Nicole Fischel (49), Freundinnen von Barbara Hopf-Wölfel und ebenfalls Dauerkartenbesitzerinnen, beobachten das Phänomen Freiheit im Fußballstadion im Umfeld ihrer Sitzplätze. ,,Auf der Westtribüne sitzen viele Bank- und Industrieangestellte", erklärt Fischel, ,,wenn sie vor dem Spiel zu ihren Plätzen kommen, reden sie nie viel." Aber mit dem Anpfiff ändert sich die Situation schlagartig, ,,als hätte jemand den Schalter umgelegt", hat Riedel beobachtet. Laute Schreie, hektische Bewegungen und wilde Gesten – die Menschen scheinen wie ausgewechselt zu sein. Barbara Hopf-Wölfel steht neben den beiden und lauscht aufmerksam. Sie kennt das Gefühl, wenn Menschen sich im Stadion plötzlich verwandeln. Sie weiß aber auch, wie wichtig es ist, den Schalter im Beruf wieder umzulegen.

DIE PRIVATE MEISTERSCHAFTS-FEIER IM GARTEN DER WÖLFELS KANN BEGINNEN.

„ES WAR EIN GANZ BESONDERER TAG" – DIE BILDER DER MEISTERSCHAFTSFEIER SCHAUT SICH BARBARA HOPF-WÖLFEL IMMER WIEDER GERNE AN.

© Privat

© Timo Bäuerle

Hopf-Wölfel arbeitet als sogenannte Study Nurse am Dortmunder Klinikum. Sie betreut Patienten, die an Magen-, Darm-, Pankreaskarzinomen oder Lymphomen erkrankt sind. Ein Job, der viel Fingerspitzengefühl erfordert: ,,Es ist anstrengend, Menschen zu betreuen, die schwer krank sind", sagt Hopf-Wölfel. Sie trägt dabei viel Verantwortung, ihre Aufgaben sind vielfältig. Hauptsächlich muss sie den Behandlungsverlauf der Patienten dokumentieren. Vor der Behandlung klärt sie mit den Patienten offene Fragen und vereinbart Termine. Sie ist dafür zuständig, dass den Patienten Blut abgenommen wird und dass die Blutproben beim richtigen Empfänger landen. Ebenso sorgt sie dafür, dass jeder Patient die richtigen Medikamente bekommt. Stresssituationen gehören zum Alltag. Alle sechs Wochen wird ihre Arbeit von den Vorgesetzten aus der Forschung kontrolliert. Hopf-Wölfel ist oft angespannt: ,,Es besteht die Sorge, man könnte etwas übersehen haben." Kein einfacher Job für die 52-Jährige: ,,Wenn ich einen schlechten Tag im Büro hatte, dann pfeife ich zu Hause eher meine Tochter an", stellt die Familienmutter fest. Trotz des stressigen Jobs muss die 52-Jährige an ihrem Arbeitsplatz nicht auf ihren Lieblingsfußballverein verzichten. Einige große Poster an der Wand ihres Arbeitsplatzes machen schnell deutlich, dass hier ein Fan von Borussia Dortmund arbeitet. Und spätestens am Wochenende bietet ihr das Fußballstadion den geeigneten Raum, um sich wieder auszuleben.

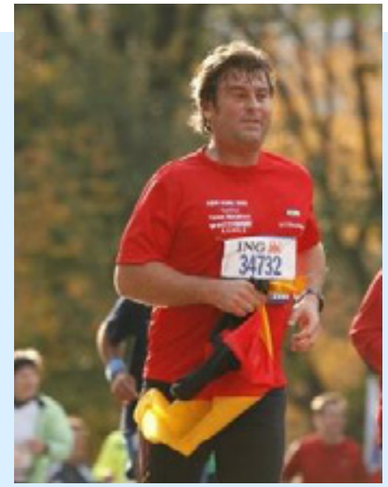
Nach dem Schlusspfiff treffen sich Volker und Barbara Wölfel, Norbert Pohl, Maja Riedel und Nicole Fischel auf ein Bier in ,,Strobels" Biergarten, einen Steinwurf vom Stadion entfernt. Sie reden über das Spiel, jubeln über die Tore, als seien sie gerade erst gefallen, aber auch über den Alltag, worüber man halt spricht. Auch das gehört zu einem Heimspieltag dazu. ,,Wobei das Bier bei einem Sieg deutlich besser schmeckt als bei einer Niederlage", sagt Hopf-Wölfel. Sie nimmt einen kräftigen Schluck, grinst und sagt: ,,Schön, das Wochenende ist gerettet."

In wenigen Wochen ist Weihnachten, das schönste Geschenk hat die Mannschaft der 52-Jährigen und allen anderen Fans von Borussia Dortmund aber schon gemacht. Es ist der Derbysieg gegen den Rivalen Schalke 04.

Autorin: Simona Della Penna **Bilder:** Privat

Wie macht Sport den Kopf frei

Wie bekomme ich den Kopf frei? Den einen plagen persönliche Probleme, den anderen stresst die Arbeit. Zu viele Gedanken schwirren durch den Kopf. Stundenlanges Arbeiten am Bildschirm ermüdet die Augen, die Konzentration geht verloren. Nun einfach abschalten und loslassen. Aber wie? Sport ist eine Möglichkeit, den Kopf zu befreien. Daher wollte die SportSirene von Personen unterschiedlicher Berufsgruppen wissen, wie und welcher Sport ihren Kopf befreit.



Hartmut Keck (44)
IT-Mitarbeiter – Marathon:

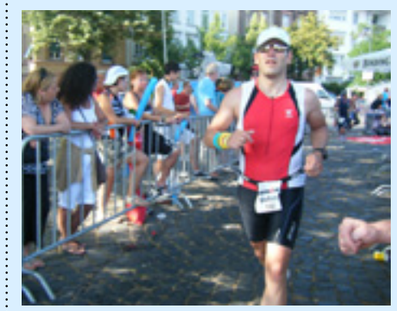
„Bewegung ist für mich ein optimales Instrument zur Stressbewältigung. Nach einem langen Lauf bin ich ausgepowert und stolz auf die eigene Leistung. Während des Laufens passiert es mir immer wieder, dass ich plötzlich kreative Ideen habe – der Kopf scheint also deutlich befreiter zu sein. Und Sport in Kombination mit lauter Musik, zum Beispiel beim Spinning und Step Aerobic, hebt meine Laune in kürzester Zeit."

Matthias Zinz (30) Lehrer – Basketball:

„Basketball bedeutet für mich Abschalten von täglichen Routinen und Austausch mit Menschen aus völlig unterschiedlichen Bereichen."

Filippo Neri (24) Bankkaufmann – American Football:

„Als Bankangestellter brauche ich in meiner freien Zeit eine Aktivität, die mir die Möglichkeit gibt, auf andere Gedanken zu kommen, mich zu bewegen, mich körperlich und geistig ausgeglichen zu fühlen. Ich spiele American Football beim Landesligisten Red Knights Tübingen. Football gibt mir das, was ich nach der Arbeit brauche. Von Kraft- bis Cardiotraining, von der Agilität bis zu den Reflexen – im American Football wird dies alles trainiert. Dies gibt mir die Chance, mich völlig auszupowern. Durch den harten körperlichen Kontakt, den diese Sportart bietet, werde ich meine alltäglichen Gedanken los und bin vollkommen auf meine Aktivität konzentriert."



Wolfram Glock (36) Investment Manager – Triathlon:

„In meinem Beruf werde ich oft vor geistige und zeitliche Herausforderungen gestellt. Das bedarf eines privaten Ausgleichs, den zum einen die Familie, zum anderen auch der Sport bringen kann. Am Ende eines Tages ermöglicht mir der Sport an der frischen Luft – insbesondere beim Laufen oder beim Radfahren in der Natur – abzuschalten. Aktive Betätigung und neue Eindrücke beleben den Geist, bringen klare Gedanken und somit neue Energie für die beruflichen Herausforderungen."

Barbara Ratschbacher (25)
Geologiestudentin – Fechten:

„Fechten ist eine Sportart, die die Konzentrationsfähigkeit unterstützt, ähnlich wie Schach. Gleichzeitig fordert und fördert Fechten eine kritische Selbsteinschätzung und die Ausdauer. Dies ist eine treffende Beschreibung dieser Sportart, die mir nicht nur Abwechslung zum Alltag bietet, in der ich abschalten kann und Spaß habe, sondern die auch die Konzentration und Selbsteinschätzung für meinen Alltag stärkt."

Edgar Schreiber (55)
Buchhalter – Tischtennis:

„Ich spiele zwei bis drei Mal in der Woche Tischtennis. Dieser Sport ist ein guter Ausgleich zu meiner sitzenden Tätigkeit im Finanzbereich. Man kann damit den Stress der Arbeit gut bewältigen und durch die Konzentration auf das Spiel die nachhängenden Gedanken vom Arbeitstag gut verdrängen, was sehr befreiend wirkt. Außerdem lernt man nette Leute kennen, mit denen man sich über dies und das austauschen kann."

„Ich vergesse die Gitter“

Autor: Michael Bollenbacher **Fotos:** Michael Bollenbacher

Im Gefängnis verbringen Häftlinge täglich 23 Stunden auf zehn Quadratmetern. Der Freiheitsverlust ist für viele von ihnen unerträglich. Oft ist der Sport die einzige Möglichkeit, ein Stück vom normalen Leben zurückzugewinnen. Die SportSirene hat die Justizvollzugsanstalt in Stuttgart besucht.

Wer zum Gefängnis in Stuttgart kommen will, nimmt die Stadtbahnlinie U15 und steigt in Stammheim aus – es ist die Endhaltestelle. Als ich dort am 18. Januar auf dem Bahnsteig stehe, deutet nichts auf Verbrecher hin. Der nördlichste Stuttgarter Stadtteil wirkt mit seinen kaum befahrenen Straßen und den vielen alten Reihenhäuschen friedlich, fast provinziell. Eine Rentnerin fegt den Gehweg.

Noch am Bahnsteig fallen mir zwei junge Männer auf, die sich über den Film „Der Baader-Meinhof-Komplex“ unterhalten. Dann wird mir klar: die JVA kann nicht weit weg sein.

Ein paar hundert Meter weiter erstreckt sich die Justizvollzugsanstalt Stuttgart. Berühmt wurde das Gefängnis durch die Baader-Meinhof-Gruppe, die hier in den 1970er-Jahren in Haft war. Der Bau wurde 1964 fertiggestellt, 630 Menschen leben heute dort.

Das Gefängnis ist meistens überbelegt, die Häftlinge haben nur wenig Platz, kaum Privatsphäre. Die Enge würde den Knast zu einem Pulverfass machen – gäbe es den Gefängnissport nicht. In Stammheim spielen die Häftlinge Fußball, Tischtennis, Schach oder stemmen Gewichte im Kraftraum. Bewegung ist für sie eine Abwechslung, sie macht ihr Leben erträglicher, für viele ist es auch eine Flucht.

Bereits 1984 hat das Land Baden-Württemberg bundesweit den ersten Sportleitplan für den Strafvollzug verabschiedet. Bewegung und Sport, so die Idee der Politik, soll den Häftlingen bei der Resozialisierung helfen. Auch in der JVA Stuttgart ist das Sportprogramm ein fester Bestandteil des Gefängnislebens geworden.

Klaus Boshart ist Bereichsleiter der Gefangenenbetreuung und organisiert den Sport in der JVA. Der Weg zu seinem Büro führt durch verschlossene Türen und Tore, vorbei an Wachmännern in hellblauer Beamtenuniform, die Häftlinge begleiten. Viele von ihnen entsprechen dem Klischee: tätowiert, kahlköpfig, der Oberkörper nur von einem weißen Unterhemd bedeckt. In den Gefängnisgängen müffelt es, von den Türen blättert der Lack ab. Boshart, ein Mann mit Oberlippenbart und kurz geschorenen Haaren, hat jeden Tag mit Gefangenen zu tun, er kennt ihre Bedürfnisse, ihre Ängste und weiß um den Stellenwert des Sports. „Die Inhaftierten nutzen jede

Möglichkeit, um aus ihren Zellen hinauszukommen und um ein wenig Freiheit zu spüren. Sporttreiben kann ihnen dabei helfen", sagt der 52-jährige Vollzugsbeamte.

Als die JVA in Stuttgart gebaut wurde, ging es nicht um Betreuung oder Resozialisierung der Gefangenen, sondern nur um ihre sichere Verwahrung. Also muss Boshart bei seinem Angebot improvisieren. „Im Bereich Sport arbeiten wir sehr experimentell. Letztendlich reichen uns zum Kicken ein Ball und zwei Tore, die man sich notfalls selbst bastelt. Damit sind die Inhaftierten auch glücklich", sagt er.

Geleitet wird der Gefängnissport von Beamten, aber auch von ehrenamtlichen Mitarbeitern. Es ist wichtig, dass auf dem Spielfeld die Distanz zwischen den Sportleitern und den Inhaftierten bestehen bleibt. „Es ist hier nicht so wie in einem normalen Verein, wo der Trainer der Kumpel der Spieler sein kann", sagt Boshart. Besonders bei jugendlichen Straftätern stehe die Erziehung durch den Sport im Vordergrund. Bringt man ihnen bei, sich an die Spielregeln zu halten, besteht die Hoffnung, dass sich das nach ihrer Entlassung positiv auf ihr Leben auswirkt.

Fällt der Sport im Gefängnis einmal aus, trübt das die Stimmung in der gesamten Anstalt. „Inhaftierte müssen sich auspowern, sonst geht das schief, sonst explodiert der Haftraum", erklärt Boshart. „Hier drin ist keiner gerne. Da tut sich bei den Menschen ein riesiges Loch auf, manche denken sogar an Selbstmord." Besonders die Feiertage oder die Geburtstage von Familienmitgliedern sind für die Insassen schlimm. An solchen Tagen kann aber der Sport viele Aggressionen entschärfen.

Der Weg zur Zelle von Markus Schulz* führt vorbei an verschlossenen Türen, die alle gleich aussehen: je nach Stockwerk grün oder rot und mit einem kleinen Gitterfenster oben in der Mitte. Als Klaus Boshart die Tür zur Zelle aufschließt, steigt in mir die Ungewissheit. Was erwartet mich hinter den Gitterstäben? Ein kleiner, kräftiger Mann mit schulterlangen Haaren und Schnauzbart tritt mir entgegen und begrüßt mich freundlich. Der 46-Jährige sieht nicht aus wie ein typischer Knacki mit Tätowierung und düsterer Miene. Er wirkt durch seine freundliche Ausstrahlung und das Angebot, ich könne es mir bequem machen, gleich sympathisch.

Im Leben von Markus Schulz ist nicht alles glatt gelaufen. Seit zehn Monaten sitzt er in der JVA. Der Vorwurf: Versuchter Mord an einem Pädophilen, der seine Kinder belästigte. Das Urteil: Fünf Jahre Haft.

Als Erstes fallen mir in der Ecke der Zelle mehrere Flaschen Mineralwasser in einer Stofftasche auf, die mit einem Handtuch zusammengebunden sind. „Das ist meine selbst gebastelte Hantel", sagt Schulz. „Außerdem mache ich Sit-ups. Man muss sich hier irgendwie beschäftigen."

Aus seiner Zelle sieht Schulz durch das vergitterte Fenster auf die Tischtennisplatten im Hof. Ein sehnsüchtiger und schöner Ausblick in die Freiheit, wie er findet. „Die einfachsten Dinge, die man in Freiheit tun kann, lernt man hier zu schätzen. Zum Kühlschrank gehen, ein Eis essen, eine Türe öffnen." Die Statur von Schulz lässt erahnen, dass er viel Kraftsport betreibt: Er ist zwar klein, hat aber breite Schultern und erinnert ein wenig an einen Gewichtheber. Früher war der Sport ein Teil seines Lebens, mit seinem Hund joggte Schulz jeden Morgen vor der Arbeit durch den Wald. Er spielte mit Freunden Fußball und Handball, richtete sich in seinem Keller einen kleinen Fitnessraum ein und schickte seine Kinder zum Karate.

Sport durch Improvisation: Markus Schulz hat in seiner Zelle mehrere Wasserflaschen zur Hantel umfunktioniert.

Schulz ist Sportler durch und durch, er wirkt frisch und voller Energie, zum Gespräch bleibt er stehen und stemmt die Arme in die Hüften. „Das liegt an der Vorfreude auf den Sport heute Abend. Wenn ich morgens aufwache, freue ich mich schon riesig drauf." Schulz darf nicht nur zum Sport aus seiner Zelle hinaus, er putzt freiwillig die Gänge und hilft bei der Essensausgabe. Bei nur einer Stunde Freigang am Tag ist eine solche Arbeit ein echtes Privileg.

Sport ist in der JVA auch eine Belohnung für die Insassen. Wer sich an die Gefängnisregeln hält, darf bis zu zwei Mal in der Woche zum Training. Das Angebot ist allerdings begrenzt. „Gerade am Anfang der Haftzeit muss man sich in Wartelisten für den Sport eintragen", erzählt Schulz, „und vier bis sechs Wochen ohne Bewegung können richtig hart und lange sein."

Bei 23 Stunden in der Zelle sei es für die Gefangenen ein Segen, sich überhaupt mal bewegen zu dürfen, sagt Schulz. „Für mich ist Sport Endorphinausschüttung. Ich vergesse die Gitter, der Testosteronspiegel steigt." Schulz trainiert im Kraftraum, er spielt auch Tischtennis.

Die Atmosphäre unter den Inhaftierten sei während des Trainings gut, sagt Schulz. Das hat aber auch einen Grund: Wer sich beim Sport danebenbenimmt, eine Rauferei beginnt, der muss mit harten Strafen rechnen. Kein Insasse möchte riskieren, zwei Wochen vom Training ausgeschlossen zu werden. Die Hemmschwelle, eine Situation eskalieren zu lassen, ist hoch. Für Schulz kommt das erst gar nicht in Frage: „Da wäre mir das Risiko viel zu hoch. Ich vermisse den Sport ja schon am nächsten Tag und würde gern gleich wieder trainieren."

Markus Schulz ist davon überzeugt, nach seiner Entlassung ein geregeltes Leben führen zu können, auch wenn er sich nach einem neuen Job umsehen muss. Was er in Freiheit als Erstes machen will, weiß er schon jetzt: „Ich möchte Zeit mit meiner Frau und meinen vier Kindern verbringen." Seine Sehnsucht ist groß, das Warten fällt ihm schwer. Der Sport im Gefängnis macht es aber wenigstens ein bisschen leichter.

*Name von Redaktion geändert

Kraft tanken hinter Gittern: Der Kraftraum ist für die Inhaftierten einer der wenigen Lichtblicke im Gefängnis.

„NICHT STEHEN BLEIBEN, WEITERGEHEN"

© Fromm

Liebt die Natur ganz besonders: *Hartwig Gauder*

Heute arbeitet Gauder an der Universität Jena als Leiter im Gesundheitsmarketing.

© Privat

Einfach immer weitergehen – für Olympiasieger Hartwig Gauder Sport und Passion zugleich. Der 57-Jährige gehörte in den späten 1970er-, 80er- und frühen 90er-Jahren zu den weltbesten Gehern und feierte zahlreiche internationale Erfolge.

Bei den Olympischen Spielen 1980 in Moskau sicherte er sich im Trikot der DDR Gold über 50 Kilometer. Doch seinen längsten Gang ging der gebürtige Schwabe, der mit den Eltern in der Kindheit Richtung Thüringen zog, nach der Karriere. Mehrere Jahre musste Gauder aufgrund einer Herzerkrankung um sein Leben bangen. 1996 wurde er an ein künstliches Herz angeschlossen, der ehemalige Weltklassesportler war qualvoll ans Bett gefesselt. Das dringend notwendige Spenderorgan wurde ihm 1997 transplantiert. Bald darauf nimmt der Mitbegründer der Walking-Szene in Deutschland am New York-Marathon teil.

Mit der SportSirene sprach der ,,Mann mit den drei Herzen'' über Olympische Spiele, innere Ruhe und seine wiedergewonnene Freiheit.

Autor: Markus Gamm

Herr Gauder, Sie arbeiten mittlerweile an der Universität Jena als Leiter im Bereich Gesundheitsmarketing und engagieren sich ehrenamtlich im Verein „Sportler für Organspende". Wie oft schaffen Sie es, sich die Freiheit für den Sport zu nehmen?
Im Winter bzw. im Sommer mache ich Aktivurlaub, klar, da ist dann jeden Tag Sport angesagt. Wenn ich das im Durchschnitt auf das Jahr hochrechne, komme ich auf zweimal pro Woche – das ist mir eindeutig zu wenig. Da ich viel auf Reisen bin, bleibt leider nicht so viel Zeit dafür übrig. Deshalb habe ich in meinem Auto im Kofferraum immer Lauf- und Golfausrüstung parat, damit ich immer und überall in meine Schuhe schlüpfen kann, um eine Runde walken oder joggen zu gehen. Wenn ein Golfplatz auf dem Weg liegt und es sich zeitlich einrichten lässt, lege ich gerne einen Zwischenstopp ein (schmunzelt).

Ihr „langer Atem" scheint Ihnen auch nach Ihrer aktiven Karriere nicht abhanden gekommen zu sein. Was bedeutet es Ihnen, lange Strecken zu Fuß zurückzulegen?
Was mich schon früher als Aktiver daran begeistert hat, ist die innere Ruhe, die sich dabei einstellt. Was das Laufen oder das sportliche Gehen so faszinierend macht, sind diese gleichmäßigen und rhythmischen Bewegungen. Ich finde, das lässt sich bildlich mit einer Melodie vergleichen, die man in sich trägt. Diese Melodie spielt umso fröhlicher, je fitter der eigene Körper ist.

Welche Bedeutung spielt dabei die Natur?
Ganz klar: eine sehr entscheidende Rolle. Ich bin ein Mensch, der die Natur enorm braucht, das war schon früher im täglichen Training so. Hallensportler war ich nie. Bei einem Lauf in einem blühenden Wald verschiedenste Eindrücke zu sammeln, sich mit der Natur zu beschäftigen und mit automatisierten Bewegungen im Flow-Zustand unterwegs zu sein, hat mich schon immer fasziniert. Gehen oder Laufen erlaubt es einem, an der frischen Luft seine Gedanken schweifen zu lassen und in sich selbst zu versinken.

Jogging, Walking und Nordic-Walking sind Freizeitsportlern in Deutschland bestens bekannt. Wie sind Sie in Ihrer Jugend ausgerechnet zum weniger populären Gehen gekommen?
Das war relativ simpel. Ich bin in der damaligen DDR aufgewachsen und habe als Kind erst Skispringen und dann Skilanglauf betrieben. Als mir meine Eltern dann verboten haben, auf eine Sportschule zu gehen, bin ich aus dem Sichtungssystem der DDR herausgefallen. Ich habe später als Übungsleiter Kinder im Langlauf geschult und eine Sportart für den Sommer gesucht. Bis mich ein Freund in seinen Verein zum Training mitnahm, hatte ich vom sportlichen Gehen keinen Schimmer. Vierzehn Tage später bin ich dann bei meinem ersten kleinen Rennen auf Anhieb Dritter geworden. Mit diesem Erfolg zu Beginn meiner Karriere bin ich dann beim Gehen geblieben. Ich war 17, eigentlich viel zu alt, um mit dem Leistungssport zu beginnen. Dennoch wollte ich mein selbst gestecktes Ziel, einmal Olympiasieger zu werden, nicht aufgeben.

Wie sich rückblickend feststellen lässt, hatten Sie damals das richtige Gespür für „Ihre Sportart" und schafften es sich Ihren Traum zu verwirklichen …
Ja, es ging dann alles recht rasant. Ich wurde Junioren-Europameister, 1975/1976 DDR-Meister, und ging 1978 Europarekord über 20 Kilometer. Tolle Erfolge im Nachhinein natürlich, zum damaligen Zeitpunkt aber nur kleinere Etappen auf dem Weg zur angestrebten Goldmedaille. Kurz vor den Olympischen Spielen in Moskau 1980 habe ich noch die Distanz gewechselt. Aufgrund meiner eigenen Fähigkeiten und der engen Weltspitze war ich mir sicher, dass ich nur über die 50-Kilometer-Strecke eine Chance hatte, ganz vorne dabei zu sein. Das erforderte zwar noch mehr Selbstquälerei und Disziplin im täglichen Training, erwies sich dann aber durch den späteren Olympiasieg als goldrichtig.

Sie sind Ihren Erfolgsweg über 50 Kilometer lange weitergegangen. Sie wurden Welt- und Europameister, gewannen Bronze bei Olympia 1988 in Seoul und liefen bei den Leichtathletik-Weltmeisterschaften 1991 in Japan für das wiedervereinigte Deutschland auf Platz drei. Wie schwer fiel es Ihnen aufzuhören?
Da ich eine erfolgreiche Karriere hatte, war das überhaupt nicht schwer. Mir war zu diesem Zeitpunkt klar, dass ich meine Bestzeiten von früher nicht mehr erreichen würde und ich konnte mein Leistungsvermögen realistisch einschätzen. Ich habe den Leistungssport auch damals schon nicht überbewertet. Letztlich habe ich das für mein eigenes Ego gemacht. Ich bin am einen Punkt gestartet, bin zwischendurch 50 Kilometer gegangen und schließlich im Ziel angekommen. Man darf sich nicht zu wichtig nehmen. Mir fiel der Abschied vom aktiven Gehen 1993 deshalb sehr leicht.

Im Anschluss daran haben Sie sich weiter fit gehalten, um wie jeder andere Spitzensportler nach der Karriere „abzutrainieren". Was passierte in den Monaten danach?
Ich habe weiter fünfmal pro Woche trainiert, das gehörte einfach auch dazu, weil ich die Bewegung gebraucht habe. Meine körperliche Verfassung sank jedoch rapide. Da ich dachte, dass mein Trainingspensum zu niedrig sei, habe ich es daraufhin erhöht. Es wurde wieder härter und intensiver. Ein Irrtum, wie sich später herausstellen sollte. Als die Beschwerden nach Wochen nicht nachließen, wurde bei einer medizinischen Untersuchung eine Chlamydien-Infektion diagnostiziert.

Hatten Sie falsch abtrainiert?
Nein, mit den Bakterien hatte ich mich wohl bei der Vermessung eines alten Hauses angesteckt – zu einem Zeitpunkt, zu dem ich immungeschwächt war. Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort. Dass ich das Training daraufhin intensiviert habe, war zwar sicher nicht förderlich, aber nicht die Ursache.

Welche Folgen hatte diese schockierende Diagnose für Sie?
Die Chlamydien zerstörten meinen Herzmuskel. An Sport war zunächst nicht zu denken. Kurze Zeit auf der Kante meines Krankenhausbetts zu sitzen, war für mich so anstrengend wie ein Wettkampf über die 50 Kilometer-Distanz. Ich war auf ein künstliches Herz angewiesen, um am Leben zu bleiben und war ein echter Pflegefall geworden.

Sie mussten fast 14 Monate auf ein geeignetes Spenderorgan warten. Wie haben Sie es geschafft nicht aufzugeben, nachdem Ihr Leben bis zu Ihrer plötzlichen Erkrankung vor allem in erfolgreichen Bahnen verlaufen war?
Ich habe versucht nach meinem Leitsatz, „Fürchte dich nicht langsam zu gehen, fürchte nur, stehen zu bleiben", zu leben. Stehen zu bleiben, wäre in dieser Situation das Sterben gewesen und genau das wollte ich nicht. Ich habe mir selbst Mut gemacht, dass überhaupt die Chance für eine Transplantation bestand und mich nach anfänglichem Zögern 1997 dann für ein Spenderherz entschieden.

Fit und aktiv: *Hartwig Gauder nahm nach seiner Herztransplantation am New York-Marathon teil.*

Wenn Sie nicht schon immer ein Talent gehabt hätten, sich über lange Strecken zu quälen, hätten Sie diesen Lauf gegen sich selbst vielleicht verloren?
(schweigt kurz) Ohne die leistungssportliche Prägung, die ich erlebt hatte, und damit meine ich nicht Gold bei Olympia, hätte ich diese persönliche Krise wohl nicht so gut bewältigt. Ebenso wie während meiner aktiven Karriere hat mir meine Familie, auch als es mir dreckig ging, enorm geholfen.

Reifte der ehrgeizige Entschluss, 1999 am New York City-Marathon teilzunehmen, noch im Krankenbett?
Ja, denn ich hatte 1996 im Krankenhaus erfahren, dass Ron Barber, mit dem ich zu meiner aktiven Zeit die Walking-Szene in den USA aufgebaut hatte, vor einer Herz-Transplantation verstorben war. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie ich daraufhin den Entschluss fasste, nach meiner Genesung beim New York-Marathon auf der Walking-Strecke für ihn zu starten.

Wie dankbar sind Sie heute für Ihr drittes Herz?
Es bedeutet für mich 15 Jahre geschenktes Leben und 15 Jahre wiedergewonnene Freiheit, körperlich aktiv sein zu dürfen. Natürlich gibt es Einschränkungen und ich bin höchstens Mittelmaß für mein Alter, was das körperliche Leistungsvermögen betrifft. Wahrscheinlich bin ich aber einfach auch nur mein größter Kritiker (lacht).

Wartet auf dem Gipfel die Freiheit?

Wandern ist langwierig und anstrengend. Dafür kann es einem wunderschöne Ausblicke und Momente bieten. Oft wird es im Zusammenhang mit einem Klischee gesehen:

Der Weg ist nicht mehr eindeutig erkennbar. Die rot-weißen Punkte helfen bei der Orientierung. Auf beiden Seiten geht es steil bergab.

Noch einmal ein Blick auf den Schmelzwassersee. Die Vegetationsgrenze wird sichtbar. Ab hier wird der Weg felsig.

Die Holzbrücke liegt in einem Tal umringt von Bergen. Ab hier beginnt für mich der Aufstieg zum Rotpleiskopf.

An einem Bach entlang geht der Weg hoch zum Gipfel (links). Das letzte Stück führt über einen Felsenkamm.

dem Gefühl, Freiheit zu empfinden. Bei diesem Selbstversuch mache ich mich in den Tiroler Bergen beim Wandern auf die Suche nach der Freiheit. Am Ende des Tages war ich überrascht, dass mein Freiheitsgefühl auf dieser Tour von einem kleinen Fetzen Papier abhing.

Autor: Marco Hoffmann **Bilder:** Marco Hoffmann

Der Ausblick vom Gipfel. Die Berge ringsherum wirken grenzenlos. Die Weite lässt einen selbst kleiner erscheinen.

Das Gipfelkreuz und ein kleiner wackeliger Holztisch. Vereinzelt sind die typisch bunten Fähnchen der Bergsteiger zu erkennen.

Schon beim Aussteigen habe ich den Gipfel meiner Wahl vor Augen. Weit entfernt, denke ich mir. Vor allem als ich durch das immer tiefer werdende Tal blicke, das zwischen dem 2 936 Meter hohen Rotpleiskopf und mir liegt. Nach kurzem Umblicken und Orientieren ziehe ich los. Meine erste eigene Wanderung, ganz allein. Zumindest fast allein. Die erste Strecke führt über den Bergkamm, der vom Tal aus meinen Gipfel versteckte. Auf dieser Gratwanderung herrscht ein reger Menschenverkehr. Von jung bis Alt – auf 2 400 Metern sind alle anzutreffen. Es macht sich bemerkbar, dass dieser Teil der Berge mit der Seilbahn zu erreichen ist. Jeder, dem ich begegne, grüßt mich freundlich mit einem „Guten Tag" oder „Grüß Gott". Warum ist das eigentlich in der Stadt nicht so?

Das viele Grüßen empfinde ich nach kurzer Zeit als lästig. Ich wollte weg von den Menschen, weil ich überzeugt davon bin, dass ich die Freiheit nur allein mit voller Aufmerksam finden kann. Jetzt grinsen mich Unbekannte an und tun so, als würden sie mich kennen. Zeit, um meine eigenen Gedanken zu analysieren, bleibt nicht. Das bringt mich zu dem Entschluss, den Grat schnell zu verlassen. Die Gelegenheit kommt kurz danach. Ein Schild am Rand des Trampelpfads weist mir den Weg: Rotpleiskopf – vier Stunden. Ab hier geht es für mich erst einmal bergab.

Der Pfad ist schmal. Eine Mischung aus kleinen Steinen und Wiese. Manchmal ist er nicht als Weg erkennbar. Diese Strecke wird von weniger Menschen benutzt. Stille kehrt ein. Meine Gedanken sind noch immer bei den grinsenden Gesichtern. Bis ich auf ein großes Felsenmeer treffe. Riesige Steinbrocken versperren mir meinen Weg. Dann sehe ich eine rot-weiß-rote Markierung, die mir die Richtung weisen soll. Ich begreife, dass mein Weg nicht versperrt ist, die großen Brocken sind mein Weg.

Zaghaft sind die ersten Schritte. Die Felsen aber sind fest und ich wage den ersten Sprung. Mit Anlauf hüpfe ich jetzt von Brocken zu Brocken. Bin regelrecht am Rennen und konzentriere mich nur auf den Punkt, wo mein Fuß als Nächstes aufsetzen soll. Ich habe Spaß daran, mein am Rücken zerrender Rucksack stört mich nicht und ich freue mich wie ein Kind. Das alles merke ich erst, als ich nach zehn Minuten am Ende des Felsenmeers angekommen bin. Wo war ich gerade mit meinem Kopf? Ich weiß es nicht. War ich einfach frei? Hätte ich das auch gemacht, wenn ich nicht allein unterwegs gewesen wäre?

Verschwitzt folge ich dem Trampelpfad ins Tal hinab. Von Weitem sehe ich den Wendepunkt vom Ab- zum Aufstieg – eine Holzbrücke ohne Geländer, noch weit in der Ferne. Dort angekommen ärgere ich mich, dass ich fast genau so weit den Berg hinab gestiegen bin wie zu Beginn mit der Seilbahn hoch.

Im Zick-zack-Kurs führen mich die Markierungen nach oben. Langsam und gleichmäßig setze ich einen Schritt vor den anderen. Nach kurzer Zeit muss ich etwas trinken. Erst jetzt fällt mir auf, dass ich bereits eine weite Strecke hinter mich gebracht habe. Aus dem Tal heraus wirken die Berge um mich herum gewaltig und mächtig. Es ist alles so groß, fast erdrückend. Gleichzeitig spüre ich Stolz, dass ich das Vorhaben Rotpleiskopf allein angehe und ich merke, zu was ich fähig bin, wenn ich es zulasse.

Das gleichmäßige bergauf Laufen versetzt mich in eine Art Trancezustand. Ein Gedanke nach dem anderen rauscht durch meinen Kopf. Belanglose Fragen wechseln sich mit ernsteren ab. Was esse ich heute Abend? Das ist einfach zu beantworten. Wer bin ich? Ich finde keine Antwort. Ich lasse mich von meinen Gedanken ablenken. Dass ich am Marschieren bin, vergesse ich. Es ist aber auch beklemmend, dass es auf manche Fragen keine Antwort gibt.

Der Wasserlauf wird ruhiger und das Gelände flacher. Ein Schmelzwassersee, der von unten nicht zu sehen war, liegt plötzlich in Ruhe vor mir. Die Oberfläche ist spiegelglatt. Dem Wasser ist keinerlei Bewegung anzusehen und doch fließt es ab. Hier am See ist die Grenze der Vegetation. Grünes ist noch an einzelnen Stellen zu sehen. Wenn ich nach oben blicke, sehe ich nichts als Stein. Ich bin froh, allein zu sein und von niemandem gestört zu werden. Bei einer Pause bereite ich mich in Gedanken auf die Gipfeletappe vor: Was wird mich am Kreuz oben auf dem Berg erwarten? Ich erinnere mich an mein Vorhaben, das Gefühl der Freiheit spüren zu wollen. Ich frage mich, ob das überhaupt möglich ist und was genau Freiheit eigentlich bedeutet.

Links und rechts von mir geht es steil bergab. Ich vertraue mir selbst und glaube an meine Fähigkeiten, um der Angst vor dem Absturz entgegenzuwirken. Stück für Stück wird es höher, ich komme meinem Ziel näher. Das Kreuz ist plötzlich riesig. Ich freue mich, gleich da zu sein, werde schneller. Die Schritte werden leichter, der Berg aber nicht flacher. Von meiner Angst habe ich mich befreit, weil ich sicher bin, dass ich es schaffe. Gleich bin ich da. Die letzten Meter sind nicht zum Gehen. Mit Händen und Füßen klettere ich dem Kreuz entgegen. Rot-weiß-rote Punkte sind mir gerade egal.

Es ist atemberaubend! Meinen Rucksack habe ich abgelegt. Ich stehe auf einem kleinen wackeligen Holztisch, über dessen Nutzen ich noch immer rätsele, und halte mich am Kreuz fest. Überall Berge, egal in welche Richtung ich blicke. Diese Weite lässt einen selbst kleiner erscheinen. In diesem Moment fühle ich mich nicht so wichtig. Auf allen Seiten geht es steil hinab. Ich bin überwältigt. Es ist ein gutes Gefühl, es allein bis zum Kreuz geschafft zu haben. Stille umgibt mich. Ich drehe mich herum und lasse den Ausblick auf mich wirken. Die innere Stimme ist still, eigene Gedanken habe ich gerade keine. Der Kopf scheint leer zu sein.

Mir ist klar, dass mich jetzt niemand hören würde, egal wie laut ich schreie. Also tue ich es. Ein Kribbeln durchfährt meinen Körper, ich freue mich. Nun will ich es jedem zeigen, dass ich hier bin und davon erzählen, dass ich es geschafft habe. Aber momentan habe ich nur einen Zeugen – das Gipfelbuch. Ich bin mir nicht sicher, ob jemals jemand lesen wird, was ich hineinschreibe. Das ist mir egal. Für mich ist wichtig, dass ich es selbst weiß. Die Zeit auf dem Gipfel vergeht schnell. Was habe ich eigentlich die ganze Zeit hier oben gemacht? Ich bin erschöpft, ich sollte weitergehen.

Beim Abstieg fällt mir auf, dass der Berg auf seiner Rückseite vollkommen anders aussieht. Der Fels weicht mehreren größeren Steinen, die rötlich schimmern. Jetzt weiß ich, warum der Rotpleiskopf so heißt. Das alles merke ich aber erst, nachdem ich mich nach 20 Minuten zum ersten Mal zum Gipfelkreuz umdrehe. Zufrieden mache ich mich an den Abstieg.

Fünf Stunden sind vergangen, als ich das letzte Mal auf Lebewesen gestoßen bin. Da entdecke ich inmitten der kargen Felslandschaft einen grünen Flecken, etwa so groß wie eine Pizza. Es ist Moos mit winzigen lila Blüten. Zwei Schmetterlinge machen gerade in 2 700 Höhenmeter Rast darauf. Ich bin fasziniert und muss ein Foto schießen. Beim Zurückpacken der Kamera überprüfe ich, ob noch alles im Rucksack ist. Der Schock: Ich habe meine Seilbahnkarte verloren.

Angst macht sich breit. Jegliche Zufriedenheit ist verschwunden. Die Gedanken in meinem Kopf steigen von null auf hundert. Einen Moment überlege ich, noch einmal in Richtung Gipfel zu gehen. Fix beschließe ich schnellstmöglich zur Schönjochbahn zu kommen. Ich habe kein Geld dabei, um eine Ersatzkarte zu kaufen. Wo könnt ich sie nur verloren haben? Vor lauter Ablenkung auf dem Gipfel? Ich male mir aus, wie ich von der Bergstation 1 000 Höhenmeter nach Fiss überbrücken muss, und frage mich, wie ich das schaffen soll. Ich bin erschöpft. Was wird passieren? Die Ungewissheit macht sich als erhöhte Muskelspannungen am ganzen Körper bemerkbar und treibt mich an, schneller zu laufen. Ich bin überrascht, dass mir die fehlende Karte mehr Angst bereitet als die steilen Abgründe vor dem Gipfel.

Es dauert nicht lange und ich gelange an das andere Ende der Gratwanderung. Menschen sind wieder in Sicht. Aber ich registriere sie nicht. Eine Stunde noch gibt das Schild bis zur Bergstation an. Trotz Erschöpfung habe ich einen schnellen Schritt. Ich schaffe die Strecke in einer dreiviertel Stunde und finde beim Einstieg Mitarbeiter der Seilbahn. Aufgeregt erkläre ich meine Notlage – ohne Probleme öffnen sie mir den Durchgang. Kurz darauf sitze ich mit einem älteren Ehepaar in der Gondel.

Zurück in der Pension bin ich froh, die Füße hochzulegen. Am linken Fuß habe ich eine große Blase, die sich aufgerieben hat. Nach etwas Erholung packe ich meinen Rucksack aus. Dabei fällt mir meine Seilbahnkarte entgegen. Ich kann es nicht glauben – die Hektik am Berg war umsonst, der überhastete Rückweg überflüssig. Ich hätte Zeit gehabt, mich wie am Morgen über das Grinsen meiner Mitmenschen ärgern zu können.

Es ist mir eine Lehre: Auch wenn ich sie nicht im Konkreten gefunden habe, entdecke ich in diesem Moment meine Antwort auf die Frage nach der Freiheit. Ich wusste nicht, was passieren würde, als ich ohne Karte an der Seilbahnstation angekommen bin. Dies bereitete mir große Sorgen und raubte mir jegliche Gefühle, die ich zuvor noch empfunden hatte: Spaß, Freude, Stolz, Zufriedenheit und eine innere Ruhe, die meinen Kopf befreit hat. Sich in diesem Moment von allem unabhängig fühlen. Das muss es gewesen sein – das Empfinden der Freiheit auf dem Gipfel.

Ich habe es erst im Nachhinein bemerkt. Vielleicht, weil ich schlagartig davon beraubt wurde. Wegen einer angeblich fehlenden Fahrkarte. So habe ich eine ganz persönliche Antwort auf ein uraltes Sprichwort aus den philosophischen Schriften des Hinduismus. Dort heißt es: „Ein junger Mönch fragte den Meister: Wie kann ich mich nur befreien? Der Meister antwortete: Wer hat dich nur versklavt?“ Bei mir war es ein Fetzen Papier.

Der Zeuge eines jeden Gipfelstürmers. Wer sein Ziel und die Bergspitze erreicht, verewigt sich in diesem Buch.

Beim Abstieg blicke ich noch einmal zum Gipfel zurück. Die Rückseite des Rotpleiskopfes sieht anders aus und verrät seine Namensherkunft.

Ein kleines Stück Moos mit zwei Schmetterlingen auf 2 700 Höhenmetern. Ein unscheinbarer Wendepunkt meiner Wanderung.

Autor: Lukas Esser

UNTER DER KÄSEGLOCKE

Kurz vor dem Spiel steht Knut Kircher mit 22 Fußballern und drei Schiedsrichter-Kollegen im Kabinengang des Berliner Olympiastadions – er könnte jetzt Ohrstöpsel gut gebrauchen. Hertha BSC spielt heute gegen den 1. FC Nürnberg, Kircher wird gleich anpfeifen. Doch vorher muss er ein Feuerwerk an Beleidigungen über sich ergehen lassen.

Die Stimme des Stadionsprechers hallt durch die Boxen der Arena, bis hin zu Knut Kircher in die Katakomben. „Außerdem begrüßen wir die Unparteiischen des heutigen Spiels", sagt der Mann in sein Mikrofon. Doch außer ihm ist niemand nach einer freundlichen Begrüßung zumute. Stattdessen pfeifen Zehntausende Fußballfans wie bei einer Straßendemo. Der Stadionsprecher macht weiter in seinem Text, er geht ins Detail: „Der Schiedsrichter der heutigen Begegnung heißt Knut Kircher." Jetzt geht es erst richtig los. „Du Arschloch", „Buuuuuhhhhh", „geh nach Hause, du Depp", brüllen die Zuschauer.

Aus der Ostkurve, der Heimat der Ultras von Hertha BSC, kommt das lauteste Hasskonzert. Doch auch für den Rest des Stadions steht das Feindbild für heute fest. Es ist Knut Kircher, der Schiedsrichter. Der läuft jetzt vom Kabinengang auf den Rasen – und soll möglichst immer die richtige Entscheidung treffen.

Ob Kreisklasse oder Bundesliga, Dorfsportplatz oder Fußballarena – der Schiedsrichter ist bei den meisten Spielen der erste Verlierer. Es reicht ein Pfiff, eine Entscheidung, sofort hagelt es eine Portion Feindseligkeit. Fußballer diskutieren, Trainer gestikulieren, Fans schimpfen, fluchen, pfeifen.

Ein Fußball-Schiedsrichter ist wie ein beliebtes Spielzeug im Kindergarten – alle zerren an ihm. Trotzdem muss er neutral bleiben, er darf sich nicht beeinflussen lassen. Die Spielleiter sollten am besten unter einer Käseglocke aus Glas arbeiten: Nichts hören, dafür aber alles sehen. Es ist ein schwerer Job.

„Fans" *und ihre Meinung.*

Knut Kircher ist seit elf Jahren Bundesliga-Schiedsrichter, seit 2004 leitet Kircher auch Länderspiele. Er sitzt in einem Zimmer des Tübinger Instituts für Sportwissenschaft. Mit deutlicher, kraftvoller Stimme spricht er über seine goldene Regel als Schiedsrichter: „Wenn ich auf das Feld gehe, egal wie groß das ist, wie voll das Stadion ist, welches Spiel das ist, dann ist meine Prämisse, mich von den Zuschauern nicht beeinflussen zu lassen."

Kircher hat schon oft erklären müssen, wie er es hinbekommt, in der Arena nicht parteiisch zu sein. „Das schaffe ich am Ende nur durch meine Wahrnehmung. Ich muss mich auf das verlassen, was ich sehe. Natürlich muss ich aber auch zugeben, dass ich nicht alle Spielsituationen zu einhundert Prozent sehe, sondern vielleicht nur zu achtzig. Dann spielt auch Antizipation eine Rolle."

Genau in solchen Momenten können Schiedsrichter unsicher werden, anfällig sein für die Meinung der Schreihälse am Spielfeldrand. Schiedsrichter sind keine Roboter. Sie sind Menschen, sie sind Herdentiere.

Susan Weinschenk, ehemalige Psychologie-Professorin an der State University in New York, hat sich mit der Frage beschäftigt, warum sich Menschen zu Gruppen hingezogen fühlen. Die Forscherin stellte fest, dass es im Hirnstamm des Menschen verankert ist, dass er immer Anschluss an andere sucht, unterbewusst stets dazugehören will. Aus Sicht der Verhaltenspsychologie treffen Personen deswegen Entscheidungen, die in ihrer Umwelt populär sind.

Warum sollten Schiedsrichter da eine Ausnahme sein? Wenn am Samstagnachmittag in Dortmund Zehntausende Zuschauer in schwarz-gelben Klamotten mit Sprechgesängen beginnen, wenn die Gegenseite des Stadions das Echo liefert, kann ein Schiedsrichter da noch rational entscheiden?

Wissenschaftler bezweifeln das zumindest. Eine Studie aus Liverpool zeigt, dass Zuschauer durchaus Einfluss auf Schiedsrichter ausüben können. Englischen Fußball-Referees wurde Videomaterial von Spielen gezeigt, einmal mit Ton und einmal ohne. Dann sollten die Schiedsrichter beurteilen, ob und wann gefoult wurde. Das Ergebnis: Bei strittigen Foulszenen haben die Referees bei jenen Videos mit Ton in rund 15 Prozent der Fälle häufiger auf einen Freistoß für die Heimmannschaft entschieden. Die Forscher vermuten, dass Schiedsrichter den Lärm der Fans als Hinweis darauf verstehen, wie hart die Fußballer beim Foul einsteigen. Wäre das wirklich so, dann hätten die Zuschauer eine gewisse Macht, Spiele zu lenken, über den Lautstärkepegel. Sie könnten Schiedsrichter bei Fouls dazu bringen, Fußballer härter zu bestrafen als es in Wahrheit angemessen wäre.

Viele Profis und Fußballtrainer haben von Schiedsrichtern ein schlechtes Bild. Für sie verhalten sich die Referees wie Fähnchen im Wind. In einem Fußballstadion ist niemand wirklich objektiv. Nur vom Schiedsrichter wird genau das erwartet.

Und die Referees erwarten das auch von sich selbst. ,,Wenn ich einen Fehler gemacht habe, dann ist es mein Fehler, mein Bock", sagt Kircher. ,,Aber ich darf nie Konzessionsentscheidungen treffen, also so pfeifen, dass ich mein vorangegangenes Verhalten berücksichtige, nur damit am Ende alle zufrieden sind und sich keiner ungerecht behandelt fühlt."

Für Schiedsrichter wie Knut Kircher gibt es nur das Regelwerk, von dem er sich leiten lässt. Von den äußeren Umständen bei seiner Arbeit schottet er sich ab, sagt er. Auch von den Medien, die sich in ihrer Berichterstattung immer ausführlicher um die Leistung der Spielleiter kümmern. Formate wie der ,,Pfiff des Tages" im Aktuellen Sportstudio oder Expertengespräche gehören inzwischen zum Standard der Fußball-Berichterstattung im Fernsehen.

Experten und technische Hilfsmittel, die eingesetzt werden, sind aus Kirchers Sicht zwar sinnvoll, aber nur, solange sie nicht verfälschen. ,,Wenn die Aufbereitung nach dem Spiel regelfundiert gemacht wird, finde ich es o. k. Dann kann das aufklären", sagt Kircher.

Dennoch werden er und seine Kollegen dabei auch bewertet, in Raster gesteckt, genauso wie die Spieler. Es gibt Profis, die als fair gelten, und solche, die als Rüpel abgestempelt sind. Die Medien

Knut Kircher verweist Arjen Robben des Platzes. *Es kommt zur Rudelbildung.*

Toni Kroos nach einer Schwalbe im Spiel gegen Wolfsburg am Boden. *Kircher verwarnt ihn kurz darauf.*

Duisburg *– Wenige Meter von Schiedsrichterassistent Georg Schalk entfernt, fliegt ein Bengalo auf das Spielfeld.*

Schiedsrichter *– Immer im Fokus der Medien.*

Ob sich die Studie aus England auf die Realität übertragen lässt, ist nicht abschließend geklärt. Fest steht aber: Der Druck, der auf Schiedsrichter ausgeübt wird, ist enorm. Die Vorwürfe an sie sind heftig.

,,Wir haben gegen zwölf Mann gespielt", sagte Bruno Labbadia, Trainer des VfB Stuttgart, nach einem Bundesligaspiel gegen Mainz 05. Fredi Bobic, der Sportdirektor des VfB Stuttgart, urteilte: ,,Klar waren wir emotional, vielleicht auch mal zu viel. Aber das wurde zu einem großen Teil vom Schiedsrichter hervorgerufen."

Im Champions-League-Spiel des FC Bayern gegen den SSC Neapel hat der Schiedsrichter einen Elfmeter für München gegeben. Es war eine umstrittene Entscheidung. Mario Gomez sagte später: ,,Nach dem Elfmeter war spürbar, dass der Schiedsrichter seinen vermeintlichen Fehler wiedergutmachen wollte."

schaffen Vorurteile und Stereotypen, die sich hartnäckig halten. Auch davon könnten sich Schiedsrichter beeinflussen lassen. Einige Fußballer werden zu Schwalbenkönigen gemacht, zu Spielern, die schnell auf dem Boden liegen. ,,Man beschäftigt sich mit den Spielertypen im Vorfeld eines Spiels,aber man brandmarkt sie nicht und sagt: Immer wenn der fällt, ist es eine Schwalbe", sagt Knut Kircher.

Wäre es am Ende vielleicht doch das Beste, wenn Schiedsrichter wie Maschinen arbeiten würden? Immer im gleichen Modus, egal, was um sie herum passiert?

,,Nein", sagt Knut Kircher, ,,weil ich dann nicht mehr die Freiheit der Entscheidung hätte"

GLÄSERNE SPORTLER

Autor: Tobias Kittelberger

Florian Busch *(re) entschuldigt sich bei einer Pressekonferenz für die Verweigerung der Dopingkontrolle.*

„Nie wieder Nationalmannschaft. Ich bin zurückgetreten mit allem Drum und Dran", erklärte ***Florian Busch***, Eishockey-Profi der Eisbären Berlin, im Februar 2011. Sein Rücktritt hat eine Vorgeschichte.
Am 6. März 2008 wollte Busch seine Freundin zum Essen abholen. Als die beiden das Haus verlassen, steht ein Doping-Kontrolleur der Nationalen Anti-Doping Agentur Deutschland (NADA) vor der Tür. Busch weigert sich, eine Dopingprobe abzugeben, und lässt den Mann stehen. Dass er einen Fehler begangen hat, wird ihm schnell klar. Er holt die Dopingprobe Stunden später nach. Sie ist negativ. Der am Tegernsee geborene Stürmer entschuldigte sich bei der NADA, dennoch hat Busch gegen die Anti-Doping-Richtlinien verstoßen.
Es folgt eine jahrelange Auseinandersetzung. Vom Deutschen Eishockey-Bund wird Busch zu einer Geldstrafe von 5.000 Euro und 56 Stunden gemeinnütziger Arbeit verurteilt, im Juni 2009 vom Internationalen Sportgerichtshof CAS für zwei Jahre gesperrt. Gegen dieses Urteil legt Busch beim Schweizer Bundesgericht Beschwerde ein. Dieser wurde im November 2009 stattgegeben und Busch freigesprochen. Damit ist er für die Nationalmannschaft spielberechtigt.
Er hat sich anders entschieden: „Ich bin nicht dafür gemacht, jeden Tag anzugeben, wo ich bin", sagt er. Aus der Einsicht, mit den Meldepflichten der NADA nicht zurechtzukommen, und im Wissen, dass weitere Fehler Sperren nach sich ziehen würden, trat er aus der Nationalmannschaft zurück.

Das deutsche Doping-Kontroll-System (DKS) verlangt den Sportlern einiges ab. Wie ist das DKS aufgebaut?

Für viele Sportler sind weniger die Dopingkontrollen selbst, sondern vielmehr die Meldepflicht die größere Einschränkung.

TESTPOOLS UND ADAMS

Athleten werden, abhängig von der Risikogruppeneinteilung der Sportart und dem Bundeskaderstatus, Testpools zugeteilt. Dabei ist der Registered Testing Pool (RTP) der am intensivsten kontrollierte. „Da kommen die ganzen Top-Athleten rein, die A-Kader-Athleten der Verbände, im Endeffekt meist die Olympioniken", erklärt ***Matthias Blatt***, der bis November 2010 Abteilungsleiter des DKS war. Darunter folgen der Nationale Testpool (NTP) und der Allgemeine Testpool (ATP). Dabei sind alle Athleten des RTP und des NTP im Anti-Doping Administration and Management System (ADAMS) registriert, dem globalen Informationssystem der Welt Anti-Doping Agentur (WADA), mit dem auch die NADA arbeitet. „Für die Athleten bedeutet das in der Regel eine Erleichterung in der Bearbeitung ihrer Meldepflichten", steht auf der NADA-Homepage.

Busch war als Nationalspieler im NTP. Durch seinen Rücktritt muss er seine Daten nun nicht mehr selbst pflegen. Es reichen die Angaben, wann er wo mit den Berlinern ist. Dafür gibt es einen Team-Verantwortlichen bei den Eisbären, der diese Angaben zentral für die Mannschaft übernimmt. Wird im Wellblechpalast oder der O_2 World trainiert, mit dem Zug oder dem Flugzeug gereist? Gibt es Änderungen beim Trainingsplan? Wann und wo trainieren die Verletzten? Die NADA erhält diese und weitere Angaben von den Vereinen per E-Mail zur Planung der Kontrollen außerhalb des Wettkampfs.

Davor musste Busch seine Wohn- und Aufenthaltsdaten in ADAMS selbst eingeben und diese Daten dann pflegen. „Wir können auf diese Daten zugreifen und entsprechend unsere Kontrollen planen", erläutert Blatt. Die Sportler müssen, je nach Einstufung in die Testpools, vor Beginn eines Quartals ihre Aufenthaltsorte für die kommenden drei Monate melden. Blatt: „Das hört sich immer ein bisschen viel an, aber da geht es darum, dass man Urlaubstermine, Trainingslager oder Wettkämpfe, also diese groben Daten, eintragen muss, und den Ort, an dem man sich aufhält." Falls sich an den Angaben etwas ändern sollte, muss der Sportler, gegebenenfalls tagtäglich, seine Angaben korrigieren.

Da dennoch viele Kontrollen ins Leere laufen, die Athleten nicht angetroffen werden, weil sie unterwegs sind, und das die Ausgaben der NADA erhöht, gilt seit Beginn 2009 eine neue Regelung. Nach der „Ein-Stunden-Regel" müssen die Angaben der RTP-Athleten für jeden Tag ein 60-minütiges Zeitfenster zwischen sechs und 23 Uhr enthalten, zu dem der Athlet an einem vorher angegebenen Ort erreichbar ist, und für eine Dopingkontrolle zur Verfügung steht. Wird der Athlet in dieser Stunde nicht angetroffen, bekommt er einen „Missed Test". Drei „Missed Tests" bedeuten eine Sperre.

Der Ex-NADA-Mitarbeiter Blatt sieht in ADAMS keine Einschränkung der Rechte der Sportler. Seiner Meinung nach müssen sich die Athleten morgens fünf Minuten Zeit nehmen und den Tag planen: „Das kann man mittlerweile auch über alle Smartphones und Ähnliches machen."
Die Erfahrung zeige, dass die Sportler, die sich dagegen auflehnen, „meistens die sind, die sich mit dem System nicht anfreunden können". Bei acht- bis zehntausend Athleten, die ihre Daten in ADAMS pflegen, sieht Blatt ein Prozent, das damit auf Kriegsfuß steht: „Das System hat seine Berechtigung und es funktioniert."

Auch bei diesem System gibt es Ausnahmen. Etwa für den Sportler, der nicht auf ADAMS zugreifen konnte, weil er mit 40 Grad Fieber im Bett lag, aber kontrolliert werden sollte – an dem Ort, an dem er wegen seiner Krankheit nicht sein konnte. „Das sind Sonderfälle, diese werden individuell betrachtet und da hat es meines Wissens auch keine Strafe gegeben", erklärt Blatt.

EINSCHRÄNKUNG DER LEBENSQUALITÄT

Während Diplom-Sportwissenschaftler Blatt das System aus NADA-Sicht lobt, gibt es unter Sportlern Kritiker. ***Christian Dünnes***, 27, Volleyballer beim Bundesligisten Haching, wurde im vergangenen Jahr zu einem Fall, der individuell betrachtet werden musste. Kurz nach der Europameisterschaft 2011 flatterte ihm ein Brief der NADA mit einem „Missed Test" ins Haus. „Darin wurde mir vorgeworfen, dass ich im ADAMS-System für den Zeitraum der EM meine Heimatadresse in Unterhaching angegeben hatte, obwohl sie herausgefunden haben wollen, dass ich in Tschechien bei der EM war." Dünnes' Angaben waren korrekt, da er vor der EM wegen Verletzungen

Der ehemalige Abteilungsleiter des DKS, ***Matthias Blatt****, bei einem Ironman-Triathlon auf Mallorca.*

Christian Dünnes *ist seit 2006 deutscher Volleyball-Nationalspieler.*

Katharina Wurster *(re.) und ihre Partnerin Jasmin Soika wurden 2010 Weltmeisterinnen im Zweier-Kunstradfahren.*

aus dem Kader flog und zu Hause war. Das hat er der NADA mitgeteilt, der „Missed Test" wurde zurückgenommen.

Dünnes steht dem Doping-Kontroll-System in seiner heutigen Form kritisch gegenüber und hält die Probleme für unterschätzt. Mit den Dopingkontrollen selbst hat er kein Problem, auch wenn der Ablauf nicht datenschutzkonform sei: „Aber es ist notwendig und im Vergleich zu ADAMS das kleinere Übel." In ADAMS sieht Dünnes „eine Einschränkung meiner Lebensqualität und ein Eindringen in meine Privatsphäre".

Fünf Tage vor Ende des Quartals für das nächste anzugeben, wo man sich stündlich befindet, hält er schon bei einem Normalbürger für schwer möglich, bei Sportlern, zumal Mannschaftssportlern, für „unmöglich und lächerlich". Dabei will die NADA nicht nur Aufenthaltsorte erfahren, die mit sportlichen Belangen zu tun haben, sondern alle regelmäßigen Tätigkeiten. Und gegebenenfalls Änderungen. Verhindert eine Grippe Training oder Arbeit, wird das Training verlegt, oder will man bei der Freundin statt zu Hause übernachten, muss man sich im System einloggen, um die NADA zu informieren. Diese Anforderungen hält Dünnes nur dann für erfüllbar, „wenn man eine Sekretärin anstellt, die täglich die Eingaben kontrolliert und aktualisiert".

Es gibt Dinge, findet Dünnes, die „gehen die NADA nichts an". Er macht nur einmal im Quartal die Pflichtangaben. Wenn der Trainer etwas am Trainingsplan ändert, das Team auf Auswärtsfahrt ist, „muss ich damit leben, dass ich in dem Moment den ersten von zwei erlaubten Missed Tests bekommen könnte".

Dünnes ist als Mitglied der Nationalmannschaft im RTP. Damit wird er genauso überwacht wie Radsportler oder Gewichtheber. Am meisten stört ihn, „dass die NADA versucht, auf unsere Kosten eine Vorreiterrolle im Kampf gegen Doping zu übernehmen". Im Volleyball hätten sich nur die Deutschen den strengen Regeln unterworfen. „Man kann international fragen wen man will, immer lautet die Antwort: Wir sind die Einzigen, die sich seit Jahren daran halten müssen."

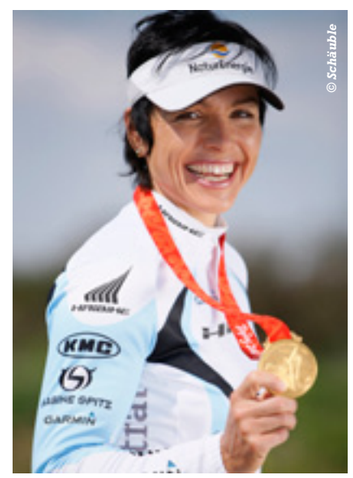
EINSCHRÄNKUNG IM ATP DEUTLICH GERINGER

Katharina Wurster gehört in ihrer Sportart zu den weltweit besten. Zusammen mit Jasmin Soika war sie 2010 Weltmeisterin im Zweier-Kunstradfahren. Sie ist im Bundeskader, also im Testpool registriert. Da Kunstradfahren nicht olympisch ist, in den Medien fast nicht vorkommt, und nicht als dopinganfällig gilt, gehört Wurster dem ATP an. Bis 2008 gab es noch einen ATP I, bei dem sie auch mit ADAMS arbeiten musste. „Damit habe ich nichts mehr zu tun, das ist eine Erleichterung", sagt die 24-Jährige vom SV Mergelstetten. Nun schickt sie halbjährlich den Rahmentrainingsplan an die NADA, mit Angabe der Hallen, in denen sie trainiert, deren Adressen plus Trainingszeiten.

Da dies aber nicht so lückenlos ist wie bei Athleten der höheren Testpools, kam es auch schon vor, dass die Kontrolleure bei Wursters Partnerin Soika vor der Haustüre am Wohnort in Tübingen standen, diese aber in ihrem Heimatort bei Heidenheim war – „das war dann halt einfach Pech für die Kontrolleure", so Wurster. Um solche Situationen zu vermeiden, wurde beim RTP die besagte „Ein-Stunden-Regel" eingeführt.

Wurster, Studentin der Internationalen BWL und des Sportmanagements in Tübingen, fühlt sich durch das Doping-Kontroll-System – auch aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum niedrigsten der drei möglichen Testpools – nicht eingeschränkt.

Sabine Spitz, Profi-Mountainbikerin und Olympiasiegerin von Peking 2008, gehört aufgrund der Dopingfälle in ihrer Sportart zum RTP. Sie fühlt sich durch ADAMS und Dopingkontrollen „so gut wie gar nicht" in ihrer Freiheit eingeschränkt. Sie bewege sich so frei und unabhängig wie jeder andere. Die „Ein-Stunden-Regel" hört sich ihrer Meinung nach schwieriger an, als sie ist: „Ich kann zum Beispiel sehr gut sagen, dass ich morgens früh an meinem angegebenen Aufenthaltsort anzutreffen bin." Sollte es kurzfristige Änderungen des Aufenthaltsortes geben, muss sie eben daran denken, dies in ADAMS zu ändern. „Ich sehe das als Teil meiner Pflichten als Spitzen-Sportlerin", meint Spitz, die 2009 vom Internationalen Olympischen Komitee für ihre Anti-Doping-Haltung die IOC-Trophy bekam. „Überall online gehen zu können, ist heute kaum noch ein Problem und zur Not kann man auch eine SMS schicken", sagt sie. Die 40-Jährige sieht im engmaschigen System die Chance, Doper zu überführen oder abzuschrecken, und damit ihren Sport fairer zu machen.



Strahlen um die Wette: Mountainbikerin ***Sabine Spitz*** *und ihre Goldmedaille von den Olympischen Spielen in Peking 2008.*

Marius Broening *(2.v.l.) gehört zu Deutschlands schnellsten Sprintern. 2010 lief er mit der 100-Meter-Staffel zu EM-Bronze.*

SYSTEM WURDE VERSCHÄRFT

Sprinter ***Marius Broening***, Dritter mit der 100-Meter-Staffel bei der EM in Barcelona 2010, sieht beide Seiten. Einerseits dient das DKS der guten Sache. Andererseits macht es aus ihm einen gläsernen Athleten, „weil man mehr oder weniger alles angeben sollte". Vor allem am Anfang, als ADAMS eingeführt wurde, sei dies für die meisten eine Umstellung gewesen. Er erinnert an die Zeit vor ADAMS, in der es reichte, der NADA ein unterschriebenes Fax zu schicken, wenn man mehr als drei Tage von zu Hause weg war. „Seither hat sich das System enorm verändert", sagt er.

Zwischen sechs und sieben oder zwischen sieben und acht Uhr morgens gibt Broening an, dass er für mögliche Kontrollen bereit ist. „Weil ich da weiß, da kommt jetzt auch nichts Kurzfristiges dazwischen oder so." Auch tagsüber hat er die Kontrollen im Kopf. Früher haben die Kontrolleure angerufen und gesagt, dass sie in 20 Minuten da sind. „Da konnte man sich arrangieren und sagen: Ich bin Kaffee trinken und schaffe es erst in einer halben Stunde, das war ganz gut", sagt Broening. Inzwischen ist das System strenger: Die Kontrolleure stehen vor der Tür und klingeln.

Nun hat Broening, weil er einmal nicht erreicht wurde, sein Handy Tag und Nacht an: „Normalerweise habe ich mein Handy nachts ausgemacht, aber dann hatte ich ein wenig Paranoia, dass sie irgendwie mal morgens anrufen." Broening schläft sehr tief und hört manchmal die Klingel nicht. Bei der letzten Kontrolle weckte ihn seine Freundin, die das Läuten hörte. Würde er sie nicht hören, „steht man in der Beweispflicht", so Broening.

Er hat schon einige Briefe bekommen. „Die sind immer hoch offiziell und es steht drin: ‚Sie wurden nicht angetroffen, Ihnen droht ein Missed Test'." Dann muss der Athlet darlegen, warum er eine Dreiviertelstunde an der Uni war, braucht Zeugen, und muss eine Stellungnahme schreiben. Broening hat einen Weg gefunden, den Anforderungen der NADA so gerecht zu werden, dass er damit leben kann: „Ich versuche mir treu zu bleiben. Ich könnte es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, wenn ich wirklich eins zu eins, so wie sie es haben wollen, alles eintragen würde."

Auch wenn der 28-Jährige die Einschränkungen seiner Privatsphäre kritisch sieht und zu Hause gern abschalten würde, ist er nicht gegen ADAMS: „Das ist ja Schmarrn. Im Endeffekt dient es der guten Sache und wenn man sauber ist, muss man sich – jetzt mal abgesehen davon, dass die Meldeorte immer anzugeben sind – keine Sorgen machen." Er sieht keine Alternative und hat ADAMS in sein Leben integriert.

ÜBERLEGUNGEN FÜR DIE ZUKUNFT

Broenings Anliegen: „Die Abmeldung erleichtern – das wäre der Wunsch von allen. Am besten wäre eine ADAMS-App." Einige Athleten schlugen vor, dass sie lieber einen Chip im Handy hätten, damit die NADA weiß, wo sie sind, um nicht mehr daran denken zu müssen.

Matthias Blatt bestätigt, dass es Überlegungen gab, Athleten über Smartphones zu lokalisieren. Das sei technisch machbar. „Aber auch da ging es um Freiheitsrechte. Das Stichwort war hier totale Überwachung", erläutert Blatt die Überlegungen der NADA. Er hatte mit einem Versandunternehmen gesprochen, das so ein System benutzt, um damit die Sendungen zu überwachen, wie man es nach einem Online-Einkauf aus der Paketverfolgung kennt. Das Prinzip wäre das gleiche: Der Athlet trägt einen Sender, etwa einen Chip in der Tasche, ein Handy oder Ähnliches, um die Ortung zu ermöglichen. So könnte besser vermieden werden, dass er nicht angetroffen wird. Dabei könnte die Ortung abends theoretisch auch abgestellt werden. „Das hätte man mal versuchen können – daraus wird man ja auch schlauer", so Blatt.

An ADAMS haben sich die Athleten mittlerweile gewöhnt und trotz der Einschränkungen, die der eine mehr, der andere weniger wahrnimmt, ihren Weg gefunden, damit umzugehen. Die NADA versucht, das System zu verbessern. Vielleicht kommen Neuerungen schneller als erwartet und geben den Athleten, die sich durch die aktuelle Praxis in ihrer Freiheit eingeschränkt fühlen, wieder einen Teil davon zurück.

Impressum

Ausgabe:
Sommeremester 2012
Herausgeber:
Institut für Sportwissenschaft der Universität Tübingen – BA-Studiengang Sportpublizistik
Projektleitung:
Dr. Verena Burk
Chefredaktion:
Dr. Verena Burk
Redaktionsteam dieser Ausgabe:
Timo Bäuerle, Michael Bollenbacher, Julian Engelhard, Lukas Esser, Marco Hoffmann, Tobias Kittelberger, Florian von Stackelberg
Freie Mitarbeiter: Simona Della Penna, Markus Gamm, Maren Hänssler, Maximilian Länge, Stefan Löffler, Melanie Stitterich

Redaktion: SportSirene, Institut für Sportwissenschaft Tübingen, Wilhelmstraße 124, 72074 Tübingen
Kreativberatung:
Michael Köckritz, köckritzdörrich GmbH
Bilderkooperationen:
Sportfotodienst Imago (www.imago-sportfoto.de), Pressefoto Baumann (www.pressefotobaumann.de)
Gestaltung:
köckritzdörrich GmbH, Andrea Jäger, Im Alten Wasserwerk, Obere Wässere 3, 72764 Reutlingen
Objektkoordination:
Nicole Breuer, köckritzdörrich GmbH
Lektorat:
Berthilde Rebstock

Anzeigen:
Michael Bollenbacher, Florian von Stackelberg
***SportSirene* im Netz:**
www.sportsirene.de,
E-Mail: sportsirene@gmx.de
Frequenz:
Jährlich

Liebe Leser, frei nach dem Motto: „Man darf jetzt nicht alles so schlecht reden, wie es war" (Fredi Bobic), dürft Ihr Euch gerne mit Kritik und Anregungen an uns wenden. Eure Meinung ist uns wichtig! Ob Euch etwas gefallen hat oder nicht – wir freuen uns über jede Art von Rückpass.

Vielen Dank! Euer Redaktionsteam

Autor: Marco Hoffmann

DER HANDBALL-MAULKORB SCHRÄNKT DIE FREIHEIT EIN

Normalerweise tragen nur Hunde einen Maulkorb. Dieser soll den besten Freund des Menschen daran hindern, zu bellen und zu beißen wie es ihm gefällt. Geht es nach den Fanklubs der deutschen Handballvereine, muss diese Definition des Maulkorbes demnächst erweitert werden.

48 Stunden lang müssen Spieler, Trainer und Verantwortliche der TOYOTA-Handball-Bundesliga nach einem Ligaspiel zu den Leistungen der Schiedsrichter schweigen, dürfen keine negativen Äußerungen abgeben. Wer sich nicht daran hält, wird mit einer Geldstrafe belegt. So will es die Geschäftsführung der HBL, im Basketball ist das schließlich seit Jahren gang und gäbe. Im Handball aber löste das Vorhaben heftige Diskussionen aus. Proteste kamen vor allem aus den Reihen der Fans. In einem offenen Brief verglichen die Anhänger die neue Regel mit einem Maulkorb.

Welche Überlegungen stecken hinter dieser anscheinend drastischen Regel? Welche Position nehmen Spieler und Verantwortliche der Handballklubs ein? Und was sagen die Geschützten, die Schiedsrichter selbst? Um diesen Fragen auf den Grund zu gehen, wurden den Beteiligten sechs Fragen gestellt.

Frank Bohmann,

Geschäftsführer der HBL (beantwortete die Fragen bereits am 11. Dezember 2011, Anm. d. Redaktion)

1. Was war der ausschlaggebende Grund, um den Maulkorb in der Handball-Bundesliga einzuführen?
Wir haben keinen Maulkorb eingeführt, sondern eine Regelung, die öffentliche Kritik von Klubbeteiligten für 48 Stunden verbietet. Journalisten, Fans und sonstigen Personen steht es frei, weiterhin zu jeder Zeit Kritik zu üben. Wir haben festgestellt, dass im Profihandball im Vergleich zu vielen anderen Profisportarten wie Basketball, Eishockey oder Rugby die Disziplin gegenüber den Schiedsrichtern sehr viel niedriger ist. Regelmäßig wurden in der ersten Emotion nach einem Spiel die Gründe für ein nicht gewünschtes Ergebnis in völlig unangemessener Form bei den Unparteiischen gesucht. Allein in der vergangenen Saison wurden mehrfach völlig ungerechtfertigte Korruptionsvorwürfe durch Vereinsvertreter gegen die Schiedsrichter gerichtet. Daraufhin haben wir auf Veranlassung der Klubvertreter im HBL-Präsidium und nach Rücksprache mit dem Schiedsrichterobmann des Deutschen Handballbundes (DHB), Peter Rauchfuß, die 48-Stunden-Regel in die Durchführungsbestimmungen der Saison 2011/12 eingefügt. Dies geschah nach Zustimmung und Befürwortung der Bundesligatrainer und Schiedsrichter in einem Zusammentreffen beim Allstar Game 2011 in Leipzig. Die Regeländerung wurde allen Klubs zur Verfügung gestellt und es gab nicht eine kritische Gegenstimme.

2. Welche Wirkung versprechen Sie sich von der 48-Stunden-Regelung?
Die 48-Stunden-Regel soll keinesfalls die Kritik an Schiedsrichtern verbieten, sondern dafür sorgen, dass diese unmittelbar an die Unparteiischen oder Peter Rauchfuß gerichtet wird. Wir halten das für sehr viel konstruktiver. Wer nach 48 Stunden meint, diese Kritik nach außen tragen zu müssen, ist frei dies zu tun. Neben dem Schutz der Spielleiter soll vor allem deren Image verbessert werden. Denn das Nachwuchsproblem, das in den nächsten Jahren im Schiedsrichterwesen auf uns zukommen wird, verschärft sich, wenn Unparteiische weiterhin ungezügelt als Sündenbock herhalten sollen.

3. Warum haben die Fans mit einem offenen Klagebrief gegen den Maulkorb protestiert?
Die Fans werden durch die Regelung in keiner Weise eingeschränkt. Dennoch ist der Protestbrief verständlich, da wir selbstkritisch eingestehen müssen, dass wir die Gründe und Auswirkung der Regel besser hätten kommunizieren müssen. Wir haben die Kritik ernst genommen und das offene Gespräch mit den Vertretern der Fanclubs geführt.

4. Wie war die Reaktion der Schiedsrichtergespanne der Handball-Bundesliga auf die Regelung?
Die Regelung wurde von Anfang an mit dem Schiedsrichter-Obmann, Peter Rauchfuß, abgestimmt und immer befürwortet.

5. Auf Bild.de ist folgendes Zitat von Ihnen zu lesen: „Die Schiedsrichter haben die Kritik nicht verdient. Es ist aber erlaubt, sie zu loben." Warum haben Schiedsrichter keine Kritik verdient, wenn sie, wie es einem Bundesliga-Spieler auch passieren kann, einen schlechten Tag erwischt und keine gute Leistung abgeliefert haben?
Dieses Zitat ist völlig aus dem Zusammenhang gerissen. Natürlich sollen Schiedsrichter kritisiert werden. Eine positive Kritik wird jedoch kaum Anlass zu einer Sanktion geben.

6. Mit Blick auf das Recht der freien Meinungsäußerung – greift die HBL mit dem Maulkorb in die Freiheit der Spieler und Verantwortlichen der Vereine aus der TOYOTA Handball-Bundesliga ein?
Die Regelung haben sich die Vertreter der Klubs selbst gegeben. Eine freie Meinungsäußerung ist außerdem möglich, in der Öffentlichkeit aber erst 48 Stunden nach Spielende. Solche Embargos sind in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens gängige Praxis.

4. Wie war die Reaktion der Schiedsrichtergespanne der Handball-Bundesliga auf die Regelung?
Grundsätzlich ist das Ansinnen, Schiedsrichter direkt nach Spielen vor unüberlegten Beschimpfungen zu schützen, gut und wird auch von den Unparteiischen unterstützt. Streitbar ist sicherlich, wie diese Regelung zustande kam und wie sie nach außen kommuniziert wurde.

5. Auf Bild.de ist folgendes Zitat von Frank Bohmann zu lesen: „Die Schiedsrichter haben die Kritik nicht verdient. Es ist aber erlaubt, sie zu loben." Warum haben Schiedsrichter keine Kritik verdient, wenn sie, wie es einem Bundesliga-Spieler auch passieren kann, einen schlechten Tag erwischt und keine gute Leistung abgeliefert haben?
Natürlich erwischen auch Schiedsrichter einen schlechten Tag. Dafür sollen und können sie auch kritisiert werden. Dagegen hat auch niemand etwas. Wer das als Unparteiischer in der Bundesliga nicht verarbeiten kann, ist einfach fehl am Platz. Kritik ist sogar ungemein wichtig, um sich als Unparteiischer weiterzuentwickeln und immer besser zu werden. Aber es muss eben in einer sachlichen Art und Weise geschehen und nicht in einer aufgeheizten Atmosphäre, wie sie manchmal nach knappen Begegnungen zu spüren ist. Schließlich kam es durchaus vor, dass nach vermeintlichen Fehlentscheidungen Zitate gefallen sind, die kaum druckreif waren oder schon an Verleumdung grenzten. Zudem wurde manche Kritik auch gezielt eingesetzt, um Druck auf die Schiedsrichter für die folgenden Spiele auszuüben. So etwas ist sportlich nicht fair und hat zudem eine verheerende Außendarstellung.

6. Mit Blick auf das Recht der freien Meinungsäußerung – greift die HBL mit dem Maulkorb in die Freiheit der Spieler und Verantwortlichen der Vereine aus der TOYOTA Handball-Bundesliga ein?
Es geht doch nicht darum, einem die Meinung zu verbieten. Im Gegenteil: Wir Unparteiischen wollen explizit sogar den kritischen Gedankenaustausch mit Spielern und Trainern. Schließlich ist es nur so möglich, die Fehleranzahl zu minimieren und eine gemeinsame, akzeptable Linie für die Sportart Handball zu finden. Aber das funktioniert ganz sicher nicht unter hohem emotionalem Druck direkt nach einem knapp verlorenen Spiel und über die Medien, sondern nur über eine sachliche Art und Weise. Spieler und Vereinsverantwortliche müssen sich einfach im Klaren sein, welche Verantwortung sie gegenüber dem Handball haben. Die Außenwirkung ist verheerend, wenn nach Spielen Schiedsrichtern zum Teil Betrug unterstellt wurde. Teilweise waren diese Äußerungen unbedacht, manchmal wurden sie aber eben auch gezielt gestreut. Und die Unparteiischen konnten sich nicht dagegen wehren. Das hat ganz sicher niemandem weitergeholfen.

Lars Geipel,

aktiver Schiedsrichter und Schiedsrichtersprecher (kann nach eigenen Angaben bei den ersten drei Fragen nur spekulieren und möchte sie deshalb nicht beantworten, Anm. d. Redaktion)

Benjamin Chatton,
Geschäftsführer
TSV Hannover-Burgdorf

© TSV Hannover-Burgdorf

1. Was war der ausschlaggebende Grund, um den Maulkorb in der Handball-Bundesliga einzuführen?
Der Stein des Anstoßes ist mir nicht bekannt. Allerdings waren die Formulierung und die Kommunikation des „Maulkorbes" meiner Meinung nach nicht gut.

2. Welche Wirkung verspricht sich die HBL von der 48-Stunden-Regelung?
Ich denke, dass mit der Regelung ein maßvollerer Umgang miteinander erreicht werden sollte. Wobei dies aus meiner Sicht auch schon vorher der Fall war.

3. Warum haben die Fans mit einem offenen Klagebrief gegen den Maulkorb protestiert?
Weil die Intention des „Maulkorbes" nicht richtig kommuniziert wurde. Eine Meinungsäußerung zum Spiel, zu Spielern und auch zu den Schiedsrichtern sollte für die Fans transparent sein. Der Fan will dies lesen und auch wissen, da er sich mit den Spielern, Vereinen und auch den Leistungen aller Beteiligten auseinandersetzen möchte.

4. Wie war die Reaktion der Schiedsrichtergespanne der Handball-Bundesliga auf die Regelung?
Den Sachverhalt haben sie sicherlich begrüßt, die Resonanz darauf vermutlich nicht. Ich denke, dass auch die Schiedsrichter in der Regel kritikfähig sind.

5. Auf Bild.de ist folgendes Zitat von Frank Bohmann zu lesen: „Die Schiedsrichter haben die Kritik nicht verdient. Es ist aber erlaubt, sie zu loben." Warum haben Schiedsrichter keine Kritik verdient, wenn sie, wie es einem Bundesliga-Spieler auch passieren kann, einen schlechten Tag erwischt und keine gute Leistung abgeliefert haben?
Dies ist eine unglückliche Aussage, die ich nicht deuten möchte. Alle Beteiligten müssen kritikfähig sein und dies auch in der Öffentlichkeit. Wenn jemand dies nicht möchte, darf er nicht im Umfeld der Handball-Bundesliga arbeiten. Und kein Schiedsrichter ist oder sollte auf sein überschaubares Honorar angewiesen sein.

6. Mit Blick auf das Recht der freien Meinungsäußerung – greift die HBL mit dem Maulkorb in die Freiheit der Spieler und Verantwortlichen der Vereine aus der TOYOTA Handball-Bundesliga ein?
Ja, und daher ist dies aus meiner Sicht auch nicht haltbar. Als Agreement ist es positiv zu sehen, rechtlich aber eher schwierig durchzuhalten.

Felix Lobedank, Spieler
Frisch Auf! Göppingen

© Jürgen Weber

1. Was war der ausschlaggebende Grund, um den Maulkorb in der Handball-Bundesliga einzuführen?
Aus meiner Sicht ist kein Grund festzumachen. Über die Motive der Verantwortlichen muss ich spekulieren. Ich gehe davon aus, dass es ihnen darum ging, übertriebene Kritik nach den Spielen einzudämmen. Zudem sollte verhindert werden, dass Unüberlegtes gesagt wird, was mit zeitlichem Abstand als unangebracht erscheint.

2. Welche Wirkung verspricht sich die HBL von der 48-Stunden-Regelung?
Dass die Leistungen der Schiedsrichter weniger mit Emotionen, sondern mit mehr Objektivität beurteilt werden, und um sie nach hitzigen Partien aus der Schusslinie zu nehmen. Denn nach Niederlagen ist es oftmals die vermeintlich einfachste Methode auf die Unparteiischen einzugehen.

3. Warum haben die Fans mit einem offenen Klagebrief gegen den Maulkorb protestiert?
Für den Fan ist die Handball-Bundesliga nicht nur ein Spiel auf dem Parkett, sondern ein Spektakel, von dem er möglichst alles mitbekommen möchte. Das reicht von den Pressekonferenzen über Aussagen von Spielern nach der Partie bis hin zu den Statements der Verantwortlichen. Dabei besteht das Interesse, bei dem Sport, den er verfolgt, unverfälschte Informationen zu erhalten. Der Fan ist, wie der Handballsport selbst, emotional und möchte nicht, dass ihm die echten Reaktionen der Beteiligten vorenthalten werden.

4. Wie war die Reaktion der Schiedsrichtergespanne der Handball-Bundesliga auf die Regelung?
Ich habe bisher mit keinem Schiedsrichtergespann darüber gesprochen, aber ich glaube, dass auch bei ihnen die Meinungen geteilt sind. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass sich auch die Unparteiischen gerne messen lassen und keine Immunität fordern. Sie hinterfragen selbst ihre Leistung und es wird ihnen kein Gefallen getan, wenn man nichts mehr zu ihrer Spielleistung sagt.

5. Auf Bild.de ist folgendes Zitat von Frank Bohmann zu lesen: „Die Schiedsrichter haben die Kritik nicht verdient. Es ist aber erlaubt, sie zu loben." Warum haben Schiedsrichter keine Kritik verdient, wenn sie, wie es einem Bundesliga-Spieler auch passieren kann, einen schlechten Tag erwischt und keine gute Leistung abgeliefert haben?
Wenn ich das auf mich als Spieler transferiere, dann muss ich sagen, dass ich von konstruktiver Kritik lebe. Als Person in der Öffentlichkeit muss man sich dieser stellen und damit umgehen können. Ich will aber betonen, dass es im Rahmen bleiben muss, was von Spielern, Trainern und Verantwortlichen gesagt wird. Sonst kommt man nicht weiter. Zudem gewinnt aus meiner Sicht ein Lob an Wert, wenn auch kritische Töne erlaubt sind.

6. Mit Blick auf das Recht der freien Meinungsäußerung – greift die HBL mit dem Maulkorb in die Freiheit der Spieler und Verantwortlichen der Vereine aus der TOYOTA Handball-Bundesliga ein?
Dadurch, dass wir als Lizenzhandballer den Statuten der HBL unterstehen, ist das für uns so hinzunehmen. Dabei haben wir keine Wahl, egal wie es festgelegt ist. Grundsätzlich bin ich der Auffassung, dass freie Meinungsäußerung in jedem Gebiet essentieller Bestandteil der Presselandschaft sein sollte. Eine gewisse Einschränkung ist für mich persönlich demnach schon zu spüren, allein deshalb, weil ich nach dem Spiel in Interviewsituationen meine Worte genau überlegen muss. Vor allem, wenn die Presse selbst mit dem Maulkorb spielt und direkt nach den Schiedsrichterleistungen fragt, muss ich im Hinterkopf haben, dass es sanktioniert wird. Deshalb müsste man sich auch Gedanken über die Interviewkultur machen und nicht immer der Sensationsgier nachgehen. Als Leistungssportler stehen wir im Fokus der Medien und sollten auch hier an unsere Vorbildfunktion denken. Wenn wir aber mit Kritik gesittet umgehen und im gegenseitigen Umgang respektvoll sind, dann wäre ein Maulkorb auch nicht nötig.

Stefan Schuster,
Präsident Fanclub
HBW Balingen-Weilstetten

© Marco Hoffmann

1. Was war der ausschlaggebende Grund, um den Maulkorb in der Handball-Bundesliga einzuführen?
Ich denke, damit von offizieller Seite eines Klubs keine vorschnellen, emotionalen Attacken gegen die Schiedsrichter kommen. Dies würde eine schlechte Außenwirkung für den Handball mit sich bringen.

2. Welche Wirkung verspricht sich die HBL von der 48-Stunden-Regelung?
Eine sachliche Diskussion nach innerlicher Verarbeitung eines Spiels. Was aber natürlich nicht stattfinden wird, da ein Spieler nach 48 Stunden nicht bei einem Schiedsrichter anrufen wird, um seine Kritik zu äußern. Somit stirbt der Dialog zwischen Schiedsrichtern und Spielern sowie Offiziellen.

3. Warum haben die Fans mit einem offenen Klagebrief gegen den Maulkorb protestiert?
Die Fanclubs wollen und werden nicht mehr länger untätig zusehen, wie der Sport, der von seinen Emotionen und der Nähe zu seinen Fans lebt, von Funktionären zunehmend sterilisiert wird. Das entspricht dem Wortlaut der Fanclubs aus der Handball-Bundesliga. Eigentlich hat bisher alles funktioniert, warum jetzt alles neu regeln?

4. Wie war die Reaktion der Schiedsrichtergespanne der Handball-Bundesliga auf die Regelung?
Ich gehe davon aus, dass sie die Regelung positiv aufgenommen haben.

5. Auf Bild.de ist folgendes Zitat von Frank Bohmann zu lesen: „Die Schiedsrichter haben die Kritik nicht verdient. Es ist aber erlaubt, sie zu loben." Warum haben Schiedsrichter keine Kritik verdient, wenn sie, wie es einem Bundesliga-Spieler auch passieren kann, einen schlechten Tag erwischt und keine gute Leistung abgeliefert haben?
Natürlich müssen Schiedsrichter auf Fehler aufmerksam gemacht werden, da sie sich sonst nicht verbessern können.

6. Mit Blick auf das Recht der freien Meinungsäußerung – greift die HBL mit dem Maulkorb in die Freiheit der Spieler und Verantwortlichen der Vereine aus der TOYOTA Handball-Bundesliga ein?
Ja, ganz klar! Sie dürfen ihre Meinung ja nicht äußern.

Tobias Erler führt das Feld bei der Iran-Rundfahrt an.

SIEGERBUSSEL VON BÄRTIGEN MÄNNERN

Iranische Radsportlerinnen – in voller Montur. Unbedeckte Körperteile sind nicht erlaubt.

Autor: Stefan Löffler **Fotos:** Tobias Erler

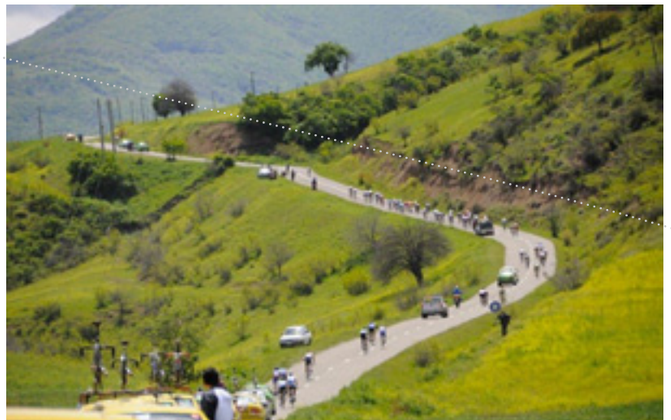
Aus dem Iran kommen meist keine guten Nachrichten nach Deutschland. 2009 wurde die „Grüne Revolution" von Präsident Mahmut Ahmadinedschad und seinen Schergen blutig niedergeschlagen, Freiheit scheint im Iran ein Fremdwort zu sein. Mittlerweile soll das persische Land die Möglichkeit haben, Atombomben zu bauen – ein bewaffneter Konflikt mit Nachbarland Israel droht mehr denn je, eine diplomatische Beilegung des Konflikts wird immer unwahrscheinlicher. Tobias Erler (32) kennt den Iran aus einer anderen Perspektive. Der bayerische Radprofi war 2010 und 2011 Fahrer der iranischen Profimannschaft „Tabriz Petrochemical Cycling Team". Während seiner Aufenthalte im Iran hat er Kultur, Landschaft und Menschen kennengelernt – und war begeistert. Dass es auch eine Kehrseite dessen gibt, was Erler gesehen hat, ist ihm bewusst. Wie schwierig die politische Situation ist, belegt, dass Erler im Interview Fragen diesbezüglich weitgehend unbeantwortet ließ.

Herr Erler, wie kam es dazu, dass Sie bei einem iranischen Radteam unterschrieben haben?
Durch mein Engagement beim Giant Asia Racing Team, bei dem ich 2006 gefahren bin. Dort hatte ich zwei iranische Teamkollegen und einen iranischen Masseur. Mit ihnen habe ich mich extrem gut verstanden und wir blieben in Kontakt. Für das Jahr 2010 hatte ich dann zwei Angebote als Radprofi und letzten Endes habe ich mich für das Angebot aus dem Iran entschieden. Das hat mich einfach wahnsinnig interessiert. Im Nachhinein war das auch auf jeden Fall die richtige Entscheidung.

Wie oft waren Sie im Iran und wie waren Sie dort untergebracht?
2010 war ich in einem dreiwöchigen Trainingslager im Südiran, am persischen Golf. Dann nochmals vier Tage nach einem Rundfahrterfolg und letztes Jahr war ich bei einer zweiwöchigen Rundfahrt im Nordiran. Meistens war ich in einer Wohnung untergebracht, die mir vom Team gestellt wurde. Während des Trainingslagers und der Rundfahrten war ich in Hotels.

Hatten Sie keine Bedenken, in den Iran zu gehen? Erst vor einem halben Jahr wurde die „Grüne Revolution" blutig niedergeschlagen.
Meine iranischen Freunde haben immer gesagt: „If you're going to Iran, everybody is your friend"(„Wenn Du in den Iran kommst, ist jeder Dein Freund"/Anm. d. Red.). Ich habe ihnen vertraut und bin hingegangen. Klar habe ich davor den Bericht des Auswärtigen Amtes gelesen und mir gedacht: „Uuuhhh, willst du da wirklich hinfliegen?" Meine Mutter und meine Frau Katharina hatten damals schon Angst. Mein Vater und ich hatten aber eigentlich keine Bedenken. Im Anflug auf Tabriz war ich dann aber doch leicht nervös. Da habe ich gemerkt, dass ich gleich in einer komplett anderen, fremden Kultur sein werde. Beim Aussteigen war es schon fast ein Schock, weil alles komplett anders war, als ich es erwartet hatte.

Was haben Sie erwartet?
Also sicher nicht ein so weit entwickeltes Land. Das und die Menschen haben mich komplett überwältigt. Es war so anders, als es in den deutschen Medien dargestellt wird. Die Iraner werden mehr oder weniger als Terroristen dargestellt. Der Iraner ist aber kein Terrorist. Das sind wahnsinnig nette Leute. Eine solche Gastfreundschaft wie im Iran – und ich bin viel auf der Welt unterwegs gewesen – habe ich bisher in noch keinem anderen Land erlebt. Das hat unglaublich viel Spaß gemacht. Dass die iranische Regierung nicht dem entspricht, was wir von einer Regierung erwarten, ist mir auch klar. Dazu möchte ich mich aber nicht äußern.



Nicht nur die Gastfreundlichkeit der Iraner hat Tobias Erler genossen, auch die Landschaft im Iran hat es ihm angetan.

Konnten Sie sich im Iran frei bewegen?
Ich konnte mich eigentlich komplett frei bewegen. Ich war allein trainieren, bin zwei Wochen mit dem Rad durchs Land gefahren. Und wenn du Leute triffst, dann grüßen sie dich freundlich. Internet gab es auch, aber spiegel.de und Facebook gehen zum Beispiel einfach nicht. Facebook geht in China aber auch nicht.

Können Ihre iranischen Teamkollegen ihren Sport so frei ausüben, wie sie es wollen?
Definitiv nein! Eine große Schwierigkeit für sie ist, ein Visum für Europa zu bekommen. Es gibt zwar vereinzelt Ausnahmen, so fahren im kommenden Jahr zum Beispiel zwei Iraner für europäische World-Tour-Mannschaften und es waren drei Sportler bei der diesjährigen WM in Dänemark, aber es ist unglaublich schwierig. In Asien zu fahren, ist aber kein Problem. Was dann allerdings nicht geht, ist – wie sonst oft üblich – den Champagner bei der Siegerehrung zu versprühen. Da bleibt der Korken drauf.

Treiben auch Frauen im Iran Sport?
Ja, das kann man sehr gut im Azadi-Stadion in Teheran beobachten. Dort trainieren die Nationalteams. Frauen können alles machen – wenn sie angezogen sind. Schwimmen geht dann eben nicht. Aber die haben Bahnradfahrerinnen, die sogar recht gut sind. Sie trainieren mit langen Hosen, einem kleinen Röckchen drüber und einem Schleier unter dem Helm. Schaut recht neckisch aus, ist aber natürlich Schwachsinn. Der klare Menschenverstand sagt einem ja, dass die sich damit nicht wirklich wohlfühlen. Wo Frauen im Sport fehlen, ist bei den Siegerehrungen. Das ist doch sehr gewöhnungsbedürftig, wenn man auf dem Stockerl steht und das Siegerbussel von einem Mann bekommt. Das ist nicht so schön, wenn die Barthaare von links und rechts zum Kuss kommen. Da denkst du dir: „Ui, da hab ich schon Schönere gesehen!".

Würden Ihre ehemaligen Teamkollegen ein so freies Interview, wie Sie es jetzt geben, führen können?
Klar geben meine Teamkollegen Interviews, aber jede politische Frage würde natürlich unbeantwortet bleiben. Ich selbst möchte mich politisch ja auch nicht äußern. Anders ist es bei Religionsfragen. Da reden sie relativ offen und diskutieren darüber. Das war für mich sehr interessant, die Standpunkte der Muslime kennenzulernen.

In einem Interview mit Zeit online haben Sie erzählt, dass Sie Ihre Frau Katharina mit in den Iran nehmen wollten. Hat das geklappt?
Nein, bisher leider nicht, aber irgendwann, das steht für mich fest, machen wir dort Urlaub. Ich will noch mehr von dem Land sehen, aber natürlich muss man auch schauen, wie sich die politische Lage in Persien entwickelt. Aber wenn die Situation jetzt nicht eskaliert, dann habe ich da drüben keine Angst.

WM 2006 in Deutschland – nur dank einer Kuckucksuhr

Deutschland soll den Zuschlag nur aufgrund von Bestechungen erhalten haben

Autor: Julian Engelhard **Karikatur:** Hendrik Thedinga

Es ist der 6. Juli 2000 in Zürich. FIFA-Präsident Sepp Blatter öffnet einen Umschlag und erteilt Deutschland den Zuschlag für die Fußball-WM 2006. Das bevölkerungsreichste Land Europas sagt Danke – nicht aber zu Franz Beckenbauer, sondern zu dem neuseeländischen Sportfunktionär und großen Kuckucksuhrproduzenten Charles Dempsey. Doch dazu später mehr.

Aufgrund solcher Entscheidungen müssen sich Sportfunktionäre wie Dempsey immer wieder den Vorwurf der Korruption gefallen lassen. Doch die Entscheidungen der Funktionäre in Sportgremien, die zweifellos auf freier Basis und ohne äußere Einflüsse gefällt wurden, lassen nur eine Schlussfolgerung zu: Sportfunktionäre sind nichts anderes als Ehrenmänner in Ehrenämtern.

Die Austragungsländer der Fußball-Weltmeisterschaften 2018 (Russland) und 2022 (Katar) sind das beste Beispiel dafür, dass Funktionäre wie Dempsey nach bestem Wissen und Gewissen und nicht aus monetären Interessen entscheiden. Schließlich ist die Fußballtradition im Emirat Katar weltbekannt, und die Fans fordern schon lange eine Weltmeisterschaft auf Kunstrasen, bei 50 Grad Celsius im Schatten. Diese Woche sind einige Interna zur Vergabe der WM an Katar bekannt geworden. Die Delegierten des Wüstenstaats sollen unter anderem das griechische FIFA-Mitglied mit der Aussicht auf die Tilgung aller griechischen Staatsschulden bestochen haben. Der schlaue Grieche dachte sich vermutlich: „Aber zahlen Sie uns bitte erst 2013 aus. Vorher lassen wir uns noch von den Deutschen subventionieren.“ Finanzminister Schäuble erklärte indes den Staatsbankrott Deutschlands zum 1.1.2014.

Auch der italienische FIFA-Stimmberechtigte wurde beeinflusst. In Italien ist dies natürlich Chefsache und wird von niemand Geringerem als Silvio Berlusconi ausgeführt. Die Katarer boten dem ehemaligen Ministerpräsidenten die 23-jährige Schönheitskönigin ihres Landes an, sollte der italienische Playboy für den Golfstaat votieren. Was Berlusconi antwortete, ist nicht klar, doch wahrscheinlich dachte er sich: „23? Viel zu alt!“ Apropos Berlusconi: Der Italiener sitzt nach seinem politischen Rückzug mit Kumpel Flavio Briatore in der Fédération Internationale de Volleyball (FIVB). Die FIVB erließ anlässlich der Olympischen Spiele eine offizielle Vorschrift, dass die Bikini-Höschen der Damen beim Beachvolleyball an der Seite maximal sieben Zentimeter breit sein dürfen. Jetzt wird auch der wahre Grund für den Rückzug Berlusconis aus der Politik deutlich. Er möchte mehr Zeit haben, sich seinem Hobby Beachvolleyball zu widmen.

Interessante Entscheidungen gab es auch zuletzt beim „International Football Association Board“ (IFAB), das die Regeln im internationalen Fußball beschließt. Das IFAB gilt als zukunftsträchtiges Gremium, das sich in großer Regelmäßigkeit (einmal im Jahr) trifft, um den „Snood“ (ein Halstuch für Fußballer) zu verbieten oder das regelgerechte Verhalten von Schiedsrichtern zu diskutieren, wenn Tiere das Spielfeld betreten. Veraltete, wenig sportrelevante Themen, wie die Torkamera oder der Chip im Ball, finden erst gar nicht den Weg auf die Tagesordnung.

Auch das IOC kann sich vor Anschuldigungen nicht verstecken und erregte Aufmerksamkeit durch geschickte Wortwahl. Zur Einführung der Olympischen Jugendspiele 2010 gaben sie ein druckreifes Statement mit der Halbwertszeit einer Ehefrau von Lothar Matthäus bekannt: „Die Vergabe der Olympischen Jugendspiele soll an Städte und Länder erfolgen, die nicht die Kapazitäten haben, die „großen" Olympischen Spiele auszutragen." Ausrichter der Olympischen Jugendspiele 2012: Innsbruck! Die Stadt im Bundesland Tirol war bereits 1964 und 1976 Austragungsort der Olympischen Winterspiele. Das IOC-Komitee entschied des Weiteren, dass 2018 die Olympischen Winterspiele in Pyeongchang stattfinden sollen. Wer bereits einen Biathlon-Weltcup in der südkoreanischen Stadt gesehen hat, weiß, dass dies nur die richtige Entscheidung sein kann: Schneeberge (allerdings ausschließlich produziert durch Schneekanonen) und Zuschauerzahlen im hohen zweistelligen Bereich (die Zählungen variieren zwischen 17 und 18). Der Favorit für die Austragung der Winterspiele 2022 ist übrigens Timbuktu. Die Stadt in Mali bietet bei einer Jahresdurchschnittstemperatur von knapp 29 Grad Celsius die perfekten Bedingungen für Wintersport.

Sind die Entscheidungen der Sportfunktionäre also wirklich nach freiem Willen beschlossen oder könnten dahinter Bestechungsversuche stecken? Um diese Frage zu beantworten, muss die neue „Lichtgestalt" des deutschen Fußballs, unser Freund Charles Dempsey erwähnt werden. Das Sommermärchen 2006 in Deutschland durften wir dank des ehemaligen Chefredakteurs des Satire-Magazins „Titanic", Martin Sonneborn, und seines ausgeklügelten Plans erleben. Sonneborn schickte am Tag vor der Vergabe der Fußball-WM 2006 ein Fax an mehrere FIFA-Mitglieder, unter anderem an den neuseeländischen Vertreter Dempsey. Dieser hatte von seinem Verband die klare Vorgabe erhalten, für Südafrika zu votieren.

Doch das Fax von Sonneborn stimmte ihn um und er enthielt sich bei der Abstimmung. Da die Vergabe mit nur einer Stimme Unterschied entschieden wurde, war dies ausschlaggebend. Der Satiriker Sonneborn versprach den Komiteemitgliedern wortwörtlich „some really good sausages, ham and – hold on to your seat – a wonderful KuKuClock!" Dempsey ließ sich die Würste schmecken und wird heute, unbestätigten Berichten zufolge, jeden Morgen durch ein „Kuckuck-Kuckuck" geweckt. Der Neuseeländer soll nicht lange gezögert und daraus eine Geschäftsidee gemacht haben. Es heißt, er habe nun das Kuckucksuhr-Monopol in Ozeanien inne. Herzlichen Glückwunsch dazu!

www.sportfachbuch.de